# HERMANN HESSE

S. Fischer
Verlag / Berlin

S F

# Aus Indien

von

Hermann Heſſe

1919

S. Fiſcher, Verlag, Berlin

7.—9. Auflage.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1913 S. Fischer, Verlag, Berlin.

# Aufzeichnungen von einer indiſchen Reiſe

2078242

# Inhaltsverzeichnis


Nachts im Suezkanal . . . . . 9
Abend in Asien . . . . . 14
Spazierenfahren . . . . . 20
Augenluft . . . . . 25
Der Hanswurft . . . . . 33
Architektur . . . . . 35
Singapur-Traum . . . . . 40
Überfahrt . . . . . 50
Pelaiang . . . . . 54
Sozieteit . . . . . 60
Nacht auf Deck . . . . . 64
Waldnacht . . . . . 70
Palembang . . . . . 77
Wassermärchen . . . . . 83
Die Gräber von Palembang . . . . . 86
Maras . . . . . 90
Spaziergang in Kandy . . . . . 96

Tagebuchblatt aus Kandy . . . . . 102
Pedrotallagalla . . . . . 108
Rückreiſe . . . . . 112
Reiſende Aſiaten . . . . . 119
Gedichte . . . . . 123
Gegenüber von Afrika . . . . . 125
Abend auf dem Roten Meer . . . . . 126
Ankunft in Ceylon . . . . . 127
Nachts in der Kabine . . . . . 128
Fluß im Urwald . . . . . 129
Kein Troſt . . . . . 131
Nachtfeſt der Chineſen in Singapur . . . . 132
Im malayiſchen Archipel . . . . . 133
Bei Nacht . . . . . 134
Pelaiang . . . . . 135
Vor Colombo . . . . . 136
Robert Aghion . . . . . 137

# Nachts im Suezkanal

Seit zwei Stunden wird das Schiff von Moskitos belästigt; es ist sehr warm, und die heitere Stimmung vom Mittelmeer hat sich erstaunlich rasch verloren. Viele fürchten sich einfach vor der berüchtigten Hitze im Roten Meer, die meisten aber kehren von kurzen Ferien und Besuchen in der Heimat zurück oder reisen zum ersten Male aus, und für sie alle beginnt jetzt erst die Heimat unterzusinken, und mit der Wärme, dem Sand, den frühen Sonnenaufgängen und den Moskitos überfällt sie der Osten, den sie alle nicht lieben, obwohl und weil sie draußen ihr Geld verdienen. Nur im Restaurant der zweiten Klasse zechen ein paar junge Deutsche, die meisten Passagiere sind schon in den Kabinen. Der ägyptische Quarantänebeamte, der unser Schiff seit Port Said begleitet, marschiert mißmutig auf und ab.

Ich versuche zu schlafen. Ich lege mich in meiner winzigen Kabine aufs Bett, über mir saust schnurrend der elektrische Fächer, im kleinen runden Fensterloch steht schwarzblau die heiße Nacht, knisternd singen die kleinen

Stechmücken. Seit Genua war keine Nacht an Bord ſo ſtill; ſeit Stunden kein Geräuſch als das leiſe Rollen eines Eiſenbahnzuges von Kairo, der auf dem langen öden Damm auftauchte, in geſpenſtiſcher Nachbarſchaft vorüberſchnob und wunderlich im Röhricht der weiten kahlen Landſchaft verſchwand.

Noch ehe der Schlummer kommt, ſchreckt mich das plötzliche Verſtummen der Maſchine auf. Wir liegen ſtill. Ich kleide mich an und gehe aufs Oberdeck. Ringsum eine unerhörte Stille, vom Sinai her kommt der abnehmende Mond, bleiche Sandhaufen ſchauen im vorübergleitenden Blick entfernter Scheinwerfer tot und glanzlos auf, im unendlichen ſchwarzen Waſſerſtreifen blinken grelle giftige Reflexe, unterm ſchweren matten Mond zucken hundert Seen, Sümpfe, Lachen, Binſenteiche gelb und lieblos aus der traurigen Ebene. Unſer Schiff fährt nicht mehr, kein Ruf oder Pfiff, es liegt regungslos, verzaubert, aber voll tröſtender Wirklichkeit in der Wüſte.

Auf dem Hinterdeck treffe ich einen kleinen, eleganten Chineſen aus Schanghai. Er lehnt aufrecht an der Brüſtung und verfolgt die Scheinwerfer mit ſeinen dunklen, klugen Augen, und er lächelt dazu ſo hübſch wie immer. Er kann das ganze Shi-King auswendig, er hat alle chineſiſchen Examina gemacht und jetzt auch noch einige engliſche, er ſpricht über das Mondlicht über dem Waſſer zart und nett in geläufigem Engliſch

und macht mir Komplimente über die ſchönen Landſchaften Deutſchlands und der Schweiz. Es fällt ihm nie ein, China zu rühmen, aber wenn er Lobendes über Europa zu ſagen hat, klingt es bei aller Höflichkeit ſo überlegen, wie wenn der große Bruder nett iſt und dem Kleineren zu ſeinen ſtarken Armen gratuliert. Wir wiſſen alle, daß in China gerade in dieſen Tagen die große Revolution neu beginnt, die vielleicht dem Kaiſer den Kopf koſten wird, und unſer Kleiner feiner Mann aus Schanghai weiß ſicher weit mehr als wir und iſt vielleicht gar nicht zufällig gerade jetzt unterwegs. Aber er iſt ſtill und arglos wie ein Berggipfel in der Sonne und ſtrahlt in ſeiner höflich verſchanzten Heiterkeit alle irgend unbequemen Fragen mit einer gewinnenden Sonnigkeit zurück, die uns alle verwirrt und mich entzückt.

Am Ufer erſcheint ein lichter kleiner Fleck. Es iſt ein weißer Hund, er läuft eine kleine Strecke weit den Strand entlang, ſtreckt den mageren Hals lang aus und ſchaut zu uns herüber. Aber er bellt nicht. Er ſchaut eine Weile ſcheu und ſtill herüber, riecht am trüben Waſſer und trabt lautlos davon, immer der ſchnurgeraden Uferlinie nach.

Der Chineſe redet von den europäiſchen Sprachen, er rühmt die Bequemlichkeit des Engliſchen und den Wohllaut des Franzöſiſchen, er bedauert entſchuldigend, daß er nur ganz wenig Deutſch und gar kein

Italieniſch gelernt hat. Er lächelt dazu lieb und wohlgeſtimmt und folgt mit den feuchten, klugen Augen den Bewegungen der Schiffslichter.

Unterdeſſen fahren zwei große Dampfer langſam und unendlich behutſam an uns vorüber. Unſer Schiff iſt am Ufer angebunden. Der große Kanal iſt koſtbar und gebrechlich und wird wie Gold geſchont.

Ein engliſcher Beamter aus Ceylon tritt zu uns. Wir ſtehen lange und ſehen ins tote Waſſer, der Mond beginnt ſchon wieder zu ſinken. Ich habe das Gefühl, ich ſei ſeit Jahren von der Heimat fort. Nichts ſpricht zu mir, nichts iſt mir nah und lieb, nichts tröſtet mich als unſer gutes Schiff. Die paar Bretter und Klammern und Lichter ſind alles, was ich habe, und es macht mich unruhig, nach ſo viel Tagen plötzlich den vertrauten Herzſchlag der Maſchine nimmer zu hören und zu ſpüren.

Der Chineſe redet mit dem engliſchen Beamten über Gummipreiſe, und ich höre immer wieder das Wort Rubber, das ich vor zehn Tagen noch nicht kannte und das mir jetzt ſo geläufig iſt, das beherrſchende Wort des Oſtens. Er redet ſachlich, hübſch und höflich, und er lächelt immerzu im fahlen elektriſchen Licht, wie ein Buddha.

Der Mond hat ſeinen kleinen Bogen beſchrieben, er neigt ſich und verſinkt hinter den grauen Schutthalden, und mit ihm verſinken die hundert kühlen,

übelwollenden Blinklichter der Sümpfe und Seen, die Nacht steht dick und schwarz, scharf durchschnitten von den Lichtbahnen der Scheinwerfer, die ebenso unheimlich und lautlos und unendlich geradlinig sind wie der furchtbare Kanal selber.

# Abend in Asien

Abends Ankunft in Penang. Im Eastern and Oriental Hotel (dem schönsten Europäerhotel, das ich auf der hinterindischen Halbinsel traf) ward mir eine fürstliche Wohnung von vier Räumen angewiesen, vor der Veranda klatschte das braungrüne Meer an die Mauer, und im roten Sande standen groß und ehrwürdig die abendlichen Bäume. Die rotbraunen und gelben Segel vieler Dschunken, gebaut wie starksehnige Drachenflügel, leuchteten im letzten Tageslicht, dahinter der weiße Sandstreifen des Penangstrandes, die blauen siamesischen Berge und alle die winzigen, dick bewaldeten Koralleninselchen der wundervollen Bucht.

Nach Wochen eines unbequemen Wohnens in der beängstigend schmalen Schiffskabine genoß ich vor allem eine gute Stunde lang die Weite meiner Räume; ich probierte die ausschweifend bequemen Liegestühle des luftigen Vorzimmers, wo alsbald ein kleiner Chinese mit Philosophenaugen und Diplomatenhänden lautlos Tee und Bananen auftrug, ich badete im Baderaum und wusch mich im Ankleidezimmer. Dann kostete ich im hübschen Speisesaal bei ganz guter Tafelmusik zum erstenmal mit leiser Enttäuschung das üble Essen eines englisch-indischen Hotels. Inzwischen war eine tiefe, schwarze Nacht ohne Sterne heraufgekommen, die großen unbekannten Bäume rauschten wohlig im lauen,

ſchweren Winde, und große unbekannte Käfer, Zikaden und Hummeln ſangen, ſchwirrten und ſchrien überall heftig mit den ſcharfen eigenwilligen Stimmen junger Vögel.

Ohne Hut und in leichten Schlafſchuhen trat ich auf die breite Straße hinaus, rief einen Rikſchamann heran, ſtieg mit frohem Abenteuergefühl in den leichten Wagen und ſprach mit Kaltblütigkeit meine erſten malayiſchen Worte, welche der flinke, ſtarke Kuli ſo wenig verſtand wie ich die ſeinen. Er tat, was jeder Rikſchamann in dieſem Falle tut, er lächelte mir mit ſeinem guten, kindlich bodenloſen Aſiatenlächeln herzlich zu, wendete ſich um und lief in frohem Trab davon.

Und nun erreichten wir die innere Stadt, und Gaſſe für Gaſſe, Platz für Platz, Haus für Haus glühte in einem erſtaunlichen, unerſchöpflichen, intenſiven und doch wenig geräuſchvollen Leben. Überall Chineſen, die heimlichen Herrſcher des Oſtens, überall chineſiſche Läden, chineſiſche Schaubuden, chineſiſche Handwerker, chineſiſche Hotels und Klubs, chineſiſche Teehäuſer und Freudenhäuſer. Dazwiſchen je und je eine Gaſſe voll Malayen oder Klings, weiße Turbane auf dunkelbärtigen Köpfen, blanke, bronzene Männerſchultern und ſtille, ganz mit Goldſchmuck behängte Frauengeſichter raſch von einer Fackel beleuchtet, lachend oder aufheulend dunkelbraune Kinder mit dicken Bäuchen und wunderſchönen Augen.

Hier gibt es keinen Sonntag, hier gibt es keine Nacht; ohne Ende und ohne sichtbare Pause geht die gelassene, gleichmäßige Arbeit weiter, nirgends nervös und übertrieben, überall fleißig und heiter. Klug und geduldig kauert auf hohem Brett der kleine Straßenhändler über seiner Bude, still und würdevoll arbeitet am Rande der brausenden Straße der Barbier, zwanzig Arbeiter klopfen und nähen in der Werkstatt eines Schuhmachers, freundlich breitet ein mohammedanischer Kaufmann auf niederen, breiten Ladentischen seine schönen Tücher aus, die aber fast alle aus Europa stammen. Japanische Dirnen sitzen kauernd am Steinrand der Gosse und girren wie fette Tauben, aus chinesischen Freudenhäusern glänzt golden der wohlbestellte steife Hausaltar, hoch über der Straße in offenen Veranden hocken alte Chinesen mit kühlen Gebärden und heißen Augen beim aufregenden Glücksspiel, andre liegen und ruhen oder rauchen und hören der Musik zu, der feinen, rhythmisch unendlich komplizierten und exakten chinesischen Musik. Köche sieden und braten auf der Gasse, Hungrige speisen an langen Brettertischen gesellig und feinschmeckerisch und sicher für zehn Cents nicht schlechter, als ich im Gasthaus für drei Dollar gegessen habe, Fruchthändler bieten unbekannte Früchte an, phantastische Erfindungen einer müßigen, überreichen Vegetation, kleine Buden haben ihre ärmlichen Güter, eine Handvoll getrocknete Fische

oder drei Häuflein Betel, sorgsam mit Kerzen beleuchtet. Hier wandeln im verschwenderischen Licht, das namentlich der Chinese liebt, unverändert alle Gestalten der östlichen Märchen, nur die Könige, Wesire und Henker sind zum Teil verschwunden, gleichwie vor Jahrhunderten arbeitet der geschickte Barbier, tanzt die geschminkte Dirne, lächelt ergeben der Diener und blickt stolz der Herr, wie immer kauern wartend die Träger und Arbeitsuchenden, kauen Betel und erzählen einander Geschichten.

Ich besuchte ein chinesisches Theater. Da saßen still und rauchend die Männer, still und teeschlürfend die Frauen, vor ihrer hohen Empore turnte gefährlich auf schwankem Brett der Teeschenk mit mächtigem Kupferkessel. Auf der geräumigen Bühne saß eine Schar Musikanten, das Drama begleitend und seinen Takt kunstvoll betonend; auf jeden betonten Schritt des Helden fiel ein betonter Schlag der weichtönenden Holztrommel. Es wurde in alten Kostümen ein altes Stück gespielt, von dem ich wenig verstand und nicht ein Zehntel sah, denn das Stück ist lang und wird durch Tage und Nächte fortgespielt. Da war alles gemessen, studiert, nach alten heiligen Gesetzen geordnet und in rhythmischem Zeremoniell stilisiert, jede Gebärde exakt und mit ruhiger Andacht ausgeführt, jede Bewegung vorgeschrieben und voll Sinn, studiert und von der ausdrucksvollen Musik geführt. Es gibt in

Europa kein einziges Opernhaus, in dem Muſik und Bewegungen des Bühnenbildes ſo tadellos, ſo exakt und glänzend harmoniſch miteinandergehen wie hier in dieſer Bretterbude. Eine ſchöne, einfache Melodie kehrte häufig wieder, eine kurze, monotone Weiſe in Moll, die ich mir trotz aller Bemühungen nicht einprägen konnte und die ich ſpäter tauſendmal wieder hörte, denn es war gar nicht, wie ich meinte, ſtets dieſelbe Tonfolge, ſondern es war die chineſiſche Grundmelodie, deren zahlloſe Variationen wir zum Teil kaum wahrnehmen können, da die chineſiſche Tonleiter viel kleiner differenzierende Töne hat als unſre. Was uns dabei ſtört, iſt der allzu reichliche Gebrauch von Pauke und Gong; im übrigen iſt dieſe Muſik ſo fein und klingt abends von der Veranda eines feſtlichen Hauſes ſo lebensfroh und oft ſo leidenſchaftlich, luſtbegierig, wie nur irgendeine gute Muſik bei uns daheim es tun kann. Im ganzen Theater war außer der primitiven elektriſchen Beleuchtung nichts Europäiſches und Fremdes; eine alte, durch und durch ſtiliſierte Kunſt ſchwang ihre alten, heiligen Kreiſe weiter.

Leider ließ ich mich verführen, danach auch noch ein malayiſches Theater zu beſuchen. Da prangten grelle, wahnſinnige Kuliſſen von grotesker Häßlichkeit, von dem Chineſen Chek May in wohlgeglückter Spekulation auf die Affeninſtinkte der Malayen gemalt, eine Parodie auf alle Entgleiſungen europäiſcher Kunſt, das

ganze Theater von einer beiſelhaften Drolligkeit und Hoffnungsloſigkeit, die nach kurzem, krampfhaftem Lachvergnügen unerträglich wird. In üblen Koſtümen ſpielten, ſangen und tanzten malayiſche Mimen in varieteehafter Weiſe die Geſchichte von Ali Baba. Hier wie ſpäter überall ſah ich die armen Malayen, liebe, ſchwache Kinder, rettungslos an die böſeſten europäiſchen Einflüſſe verloren. Sie ſpielten und ſangen mit oberflächlicher Geſchicklichkeit, neapolitanerhaft heftig und manchmal improviſierend, und dazu ſpielte eine moderne Harmoniummaſchine.

Als ich ſpät die innere Stadt verließ, klangen und glühten hinter mir die Gaſſen weiter, noch die halbe Nacht hindurch, und im Hotel ließ ein Engländer zu einſamem Nachtvergnügen ein Grammophon oberbayeriſche Jodlerquartette ſpielen.

# Spazierenfahren

Nichts Schöneres als bei gutem Wetter in Singapur ſpazieren zu fahren! Man nimmt ein Rikſchawägelchen, ſetzt ſich hinein und hat nun außer der übrigen Ausſicht immerzu den beruhigenden Blick auf den Rücken des ziehenden Kuli, der im Takt ſeines wiegenden Trabes auf- und niederhüpft. Es iſt ein nackter, goldig gelbbrauner Chineſenrücken und darunter ein Paar nackte, ſtarke, athletiſch ausgebildete Beine von derſelben Farbe, dazwiſchen eine verwaſchene Badehoſe aus blauem Leinen, deren Farbe mit dem gelben Körper und der braunen Straße und mit der ganzen Stadt und Luft und Welt ganz delikat zuſammenklingt. Daß auch die meiſten Straßenbilder delikat und harmoniſch ausſehen, dafür müſſen wir ebenfalls den Chineſen dankbar ſein, die ſich zu kleiden und zu tragen verſtehen und deren hunderttauſendköpfiges Gewimmel in Blau, Weiß und Schwarz die Gaſſen füllt. Dazwiſchen ſchreiten ſtolz und heldenhaft mit ſchwarzbraunen, hageren Gliedern und asketiſchen Augen hochgewachſene Tamilen und andere Indier, deren jeder auf den erſten Blick wie ein entthronter Radſcha ausſieht, die aber alleſamt, nicht beſſer als die Malayen, mit negerhafter Hilfloſigkeit auf jeden Importartikel hereinfallen und ſich kleiden wie Dienſtmägde am Sonntag. Man ſieht da wunderſchöne,

dunkle, nobel blickende Menschen genau in denselben schreienden, grellen, schonungslos farbigen Kostümen einhergehen, wie sie etwa auf heimatlichen Maskenbällen von jungen phantasievollen Ladengehilfen getragen werden — wahre Karikaturen von Trachten! Die klugen Kaufleute aus unserem Westen haben die indischen Seiden und Leinen entbehrlich gemacht, sie färbten Baumwolle und druckten Kattune viel greller, viel indischer, jubelnder, wilder, giftiger, als sie je in Asien gesehen worden waren, und der gute Indier samt dem Malayen ist ein dankbarer Kunde geworden und trägt um seine bronzenen Hüften die billigen, farbengrellen Stoffe aus Europa. Zehn solche indische Figuren genügen, um eine belebte Straße farbig unruhig zu machen und in ein Stück unechten „Orient" zu verwandeln. Aber sie kommen hier nicht auf, sie mögen noch so königlich schreiten und noch so papageienhaft leuchten, sie werden umschlossen und erstickt und still zugedeckt von dem diskreten gelben Volk aus China, das in hundert Straßen dicht und fleißig haust und wimmelt, von der uniformen, ameisenartigen Menge der Chinesen, von denen keiner in Farben schwelgen und seine Person zum König oder Hanswurst herausputzen will, deren unendlicher Schwarm in Blau, Schwarz und Weiß die ganze Stadt Singapur erfüllt und beherrscht.

Den Chinesen verdanken wir auch die langen, ruhigen,

wohltuend gleichmäßigen Straßenzüge, wo Haus an Haus blau und beſcheiden in der blauen ſtillen Reihe ſteht und jedes das andere hält und gelten läßt und hebt, mindeſtens ſo fein und diskret wie in Paris. Den Engländern aber verdanken wir die breiten, ſchönen, reinen, bequemen Wege, die anmutvollen Gartenvorſtädte und die herrlichen Baumpflanzungen, die vielleicht das Schönſte von ganz Singapur ſind.

Da iſt gleich vorn am Meere, mitten zwiſchen den protzigen Gebäuden und weiten, ſchönen Sportplätzen, die mittags ſo leer und kahl und unwahrſcheinlich groß in der unbarmherzigen Sonne glühen, die mächtige Esplanade, eine fürſtlich breite Allee von alten, herrlichen Bäumen, eine immer kühle, immer ſchattige, ehrwürdige Rieſenhalle aus Laub und Äſten. Hier iſt es ſchön am frühen Vormittag zu fahren, wenn über dem glänzenden Meer und über den ungezählten Schiffen und Segeln und ſchaukelnden Booten die heftige Sonne ſchräg herabbrennt und hinter Meer und Schiffen und Inſeln den ganzen Horizont entlang phantaſtiſch in Form von Türmen und rieſigen Bäumen die ſteilen, weißen Morgenwolken ſtehen. Und es iſt ſchön am Mittag, wenn ringsum alles in der Hitze kocht und brütet. Da iſt die Einfahrt aus der blendenden Glut in dieſe dunkle Baumkühle nicht anders als der Schritt von einem ſommermittäglichen Marktplatz in einen heilig kühlen Dom mit dunkeln Ge-

wölben. Am Abend aber iſt das ſchräg einfallende Licht voll Gold und Wärme, vom Meer weht friſch der duftende Wind, aufatmende Menſchen fahren vergnügt in weißen Kleidern ſpazieren und ſpielen Ballſpiele auf grünen, flachen Plätzen, deren Raſen im Abendlicht edelſteingrün leuchtet. Und nachts, da fährt man in die Esplanade ein wie in eine Zauberhöhle, in den kleinen Lücken zwiſchen den Baumkronen hängen grünfunkelnd die Sterne, im ſelben kühlen Feuer ſchimmern die Schwärme der Leuchtkäfer, und auf dem Meere ſchwimmt mit tauſend roten Augen die geheimnisvolle Lichterſtadt der Schiffe.

Ohne Ende ſind die Gartenſtraßen der äußern Stadt. Da fährſt du auf glatten, feinen, äußerſt gepflegten Wegen immerzu, und überall zweigen ſtille Wege ab und führen durch grüne reiche Baumgärten zu ſtillen, luftigen Landhäuſern, deren jedes Heimweh weckt und Glück zu hegen ſcheint, und über dir und um dich her atmet ruhig und lebendig die wunderbare Baumlandſchaft, ſtundenlang, ein Park ohne Ende, mit Bäumen, die an Eichen und an Buchen, an Birken und an Eſchen erinnern, die aber alle ein wenig ausländiſch und märchenhaft ſchauen und größer, höher, üppiger ſind als unſere Bäume.

Plötzlich ſind wieder Häuſer da, man fährt an Werkſtätten, Läden und ernſthaftem Chineſenbienenleben vorüber, vergoldetes Porzellan und hellgelbe Meſſing-

waren glänzen in Schaufenſtern, fette indiſche Händler ſitzen auf niederen Ladentiſchen zwiſchen Haufen von Seidenſtoffen oder lehnen neben Schaukaſten voll Diamanten und grünen Jettſteinen. Das heftige Straßenleben erinnert wohlig an italieniſche Städte, entbehrt aber völlig des wahnſinnigen Gebrülls, mit dem in Italien jeder Streichhölzerbub ſeine Bagatelle ausſchreit.

Wieder kommen niedere Häuſer, Bäume dazwiſchen, halbländliche Vorſtadtluft, und plötzlich iſt man unter Kokospalmen. Niedere Hütten, mit Palmblättern gedeckt, Ziegen, nackte Kinder, ein Malayendorf und, ſoweit der Blick reicht, tauſend und wieder tauſend Palmen ſtreng und kahl, darunter flimmernd das weißlichgrüne Tageslicht.

Und kaum hat das Auge ſich angepaßt und kaum hat das Bewußtſein mit Genuß den heftigen Kontraſt zwiſchen geradlinig ſtiliſierter Palmenwelt und laubig weicher, wirrer Parklandſchaft verzeichnet, da geht alles wankend auseinander, erſchrocken fällt der Blick in eine ungeheure Weite, man iſt am Meere, an einem ganz neuen, ſtilleren und weiten Meere mit flachem Palmenſtrand und wenig Booten, und hinten im Bogen liegt mit blauen Hügelſilhouetten Inſel an Inſel, alles überragt und klein gemacht durch die große Form eines chineſiſchen Segels, das mit hundert feinen Rippen wie ein Drachenflügel in den Himmel ſticht.

# Augenluſt

Wenn aus der Flaſche, die mein Boy eben öffnet, ein turmhoher Ifrit emporrauchte und mir die Erfüllung dreier Wünſche gewährte, ſo würde ich ohne Beſinnen ſagen: Geſund ſein, eine ſchöne, junge Geliebte bei mir haben und über zehntauſend Dollar verfügen.

Alsdann würde ich eine Rikſcha nehmen und einen Extra-Rikſcha-Kuli für die Pakete und würde in die Stadt fahren, die erſten paar tauſend Dollar loſe in der Taſche. Ich würde nicht auf die bettelnden Kinder hören, die ſich zum Entſetzen meiner Schönen mit dem leidenſchaftlichen Ausruf: „O father, my father!" um mich drängen. Dem kleinen elfjährigen Chineſenmädchen hingegen, das täglich vor den Hotels ſeinen fliegenden Handel mit Spielſachen betreibt, würde ich einen Dollar ſchenken. Sie iſt, wie geſagt, elf Jahre alt, und ihr Wuchs und Ausſehen iſt noch weit kindlicher und minderjähriger; dennoch geht ſie ihrem Straßenhandel ſchon ſeit ſechs Jahren nach. Sie hat mir das ſelbſt erzählt, doch würde ich es nicht weiterberichten, wenn nicht ein alter Singapurer es mir beſtätigt hätte. Das kleine, ſchmächtige Mädel hat das ſüße Kindergeſicht, das hübſche Chineſen oft bis zum Alter bewahren, aber ſie hat geſcheite, kühle Augen und iſt vielleicht das hoffnungsvollſte und ſmarteſte Chi-

neſenkind von Singapur, was ſie auch ſein muß, denn es leben ſeit Jahren fünf Perſonen von ihrer Arbeit, und ihre Mutter geht, ſo oft ſie kann, Sonntags zum Spielen nach Johore. Die Kleine trägt einen wundervollen Zopf, ſchwarze, weite Hoſen und eine verſchoſſene blaue Bluſe, und es wird dem älteſten Überſeer nicht gelingen, ſie beim Feilſchen und Scherzen einen Augenblick in Verlegenheit zu bringen. Leider hat ſie noch ſehr wenig Kapital und noch keine Marktüberſicht, aber das wird kommen, und vielleicht iſt es auch reine Klugheit von ihr, daß ſie gerade mit Kinderſpielſachen handelt, ſo lange ihr leichtes Kinderfigürchen und ihr glattes Kindergeſicht dieſen Handel ſuggeſtiv unterſtützen. Später wird ſie mit Gegenſtänden handeln, die wohlhabende junge Herren brauchen, dann wird ſie heiraten und ihr Geſchäft in Porzellan, Bronzen und Altertümern machen, und ſchließlich wird ſie nur noch ſpekulieren und Geld verleihen und die Hälfte ihres Vermögens in ein wahnſinnig luxuriöſes Privathaus verbauen, wo in viel zu vielen Zimmern viel zu viele Lampen brennen und wo der rieſige Hausaltar von Gold funkeln wird.

Sie ſoll alſo ihren Dollar haben, und nachdem ſie ihn ohne Erſtaunen und ohne vielen Dank eingeſteckt hätte, würden wir gegen die High Street hin fahren. Erſt würde ich noch in einer Seitenſtraße beim beſten Rottangflechter halten laſſen und für mich und meine

Liebſte je einige Liegeſtühle beſtellen, die beſte Arbeit aus dem fehlerloſeſten und biegſamſten Material, jeder Stuhl unſern Körpermaßen bequem angepaßt und mit einem kleinen Teegeſtell, einem kleinen Bücherkäſtchen, einem Zigarettenbehälter und ſpaßeshalber mit einem ſchönen, feingeflochtenen Vogelkäfig verſehen.

In der High Street würden wir zuerſt bei einem indiſchen Juwelier vorfahren. Dieſe Leute haben zuviel Verbindung mit Europa und verſtehen ſelten mehr, ihre Sachen ſo naiv und edel zu faſſen wie früher, ſie arbeiten nach engliſchen und franzöſiſchen Deſſins und beziehen aus Idar und Pforzheim, aber ihre Steine ſind meiſtens ſchön, und mit Geduld und Sorgfalt würde ich ſicher ſein, mindeſtens ein edles, goldenes Armband mit Rubinen und eine dünne, zarte Halskette mit bleichen, bläulichen Mondſteinen zu finden. Zeit hätten wir ja genug, und die Händler mögen in Aſien ſein wie ſie wollen, jedenfalls iſt ihre Zeit und Geduld und Höflichkeit unermeſſen, und du kannſt ruhig zwei Stunden lang einen Laden beſehen und nach allen Waren und Preiſen fragen, ohne etwas zu kaufen.

Lachend würden wir dann einen chineſiſchen Laden betreten, wo vorn Blechkoffer und Zahnbürſten, im nächſten Raum Spiel- und Papierſachen, im nächſten Bronzen und Elfenbeinſchnitzereien und im hinterſten alte Götter und Vaſen zu haben ſind. Hier dringt der

europäiſche Operettenſtil nur bis in die Mitte des Ladens, weiter hinten gibt es wohl noch Imitationen und Fälſchungen, aber die Formen ſind echt, und ſie drücken alles aus, was ein Chineſe fühlen kann, von der eiſigſten Würde bis zum tollen Vergnügen an wildeſter Groteskerie. Hier würden wir einen eiſernen Elefanten mit erhobenem Rüſſel kaufen, zwei oder drei alte Porzellanteller mit grün und blauen Drachen oder Pfauen und ein altes Teeſervice, rotbraun und golden, mit Familien- und Kriegerſzenen der alten Zeit.

Dann würden wir in einen von den japaniſchen Läden gehen. Der Schwindel iſt hier am größten, und wir kaufen weder Silber noch Porzellan, weder Bilder noch Holzſchnitte, aber eine Menge kleiner ſpieleriſcher Sachen ohne Wert: kapriziöſe Fächer aus dünnſtem Holz, kleine duftende Holzſchachteln mit hübſchen eingelegten Verzierungen, die nur durch einen geheimen Fingerdruck zu öffnen ſind, und hölzerne und beinerne Geduldſpiele von raffiniert erfinderiſcher Zuſammenſetzung, Kugeln, die beim Anfaſſen in dreißig Teile zerfallen und mit deren Wiederherſtellung man eine Ferienwoche hinbringen kann, und kleine Figuren von Menſchen und Tieren, die hier für fünfzig Cents zu haben ſind und die alle deutſchen Kunſtgewerbler zuſammen nicht ſo einfach und ausdrucksvoll fertig bringen würden.

Nun aber kämen die javaniſchen und die Tamil-

geſchäfte an die Reihe. Alte Batik-Sarongs mit Muſtern von Vögeln und Blättern, Schnecken und Dreiecken, Sarongs aus reichem, ſchwerem Goldbrokat vom Süden Sumatras, ſatt leuchtend wie Sonnenuntergänge, und Kopftücher und Schärpen aus chineſiſcher und indiſcher Seide, viel Goldgelb und Rotbraun und Currygrün, und kleine ſteife Frauenſchuhe, nadelſpitz und gewölbt wie eine japaniſche Holzbrücke, mit Silber und Perlen geſtickt. Und für mich ſelber will ich einen grünen Sarong und braune Sarongbhoſen haben, dazu eine grüne Samtmütze und eine luftig dünne Schlaf- und Morgenjacke aus gelber Seide. Dann kämen die Spitzen dran, von denen ich nichts verſtehe und die darum am meiſten koſten, und dann die ſchönen Elfenbeinſchnitzereien: Elefanten und Tempel, Buddhas und Götzen, Jackenknöpfe und Stockgriffe, auch ganze Elefantenzähne und Würfel und Spielzeug, Figürchen und Doſen.

Nicht vergeſſen dürften wir, auch ins Chineſenviertel hinüberzufahren und weit draußen in der North Bridge Road auszuſteigen, wo Laden an Laden die Geſchäfte der Trödler und Antiquitätenhändler ſtehen. Da ſind neben Stiefeln und ſilbernen Matroſentaſchenuhren, neben abgelegten Herrenkleidern und meſſingenen Tabakspfeifen ſchöne, alte bronzene Schalen und Vaſen zu finden, manchmal auch altes Porzellan, wenn man Zeit und Geduld hat. Auf alle Fälle aber hängen und

liegen dort in Glaskaſten, geheimnisvoll im düſteren Ladenwinkel glühend, die ſchönſten chineſiſchen Schmuckſachen: einfache alte Fingerringe aus Gold oder Silber mit einfach und ſchön gefaßten Steinen oder Perlen, dünne, lange Goldketten jeder Art, alles aus dem chineſiſchen hellgelben, freudig heiteren Gold, und dickere Ketten, an denen ein gelbgoldener Fiſch hängt, ein grotesker ſchwänzelnder Fiſch mit tauſend zarten Schuppen und mit vorſtehenden, glotzenden Augen aus Opalen, Armbänder aus Gold oder aus milchig-hellgrünem Jettſtein, jedes Band aus einem Stück geſchnitten, Broſchen aus alten chineſiſchen Goldmünzen, alles ein wenig verblaßt und antiquiert und alles von derſelben wunderbar exakten, kapriziös-ſpieleriſchen Arbeit. Das gemünzte Geld gilt hier wie bei allen naiven Völkern unbedingt als ſchmückendes Wertſtück; die Schwarzwälder Bauern trugen und tragen da und dort heute noch Silbertaler als Jackenknöpfe, zum ſelben Zweck werden alte ſilberne Tikals in Siam verwendet, ich ſelbſt trage ſolche Tikalknöpfe an meiner weißen Jacke; chineſiſche und ſiameſiſche Goldmünzen mit den ſchönen, dekorativen Schriftzeichen ſieht man überall als Broſchen und Manſchettenknöpfe, und hier in einem Laden ſah ich einmal eine ganze Kollektion von modernen billigen Broſchen, die alle aus Geldmünzen der verſchiedenſten Länder gemacht waren; darunter war auch eine mit einem alten deutſchen

Zwanzigpfennigſtück, mit einem jener dünnen, winzigen Silberſtückchen, die längſt abgeſchafft und verſchwunden ſind. (In Schwaben ſagte früher jedermann, wenn er im Bäckerladen ein paar ſolche Zwanziger herausbekam: „Das iſt doch ein zu dummes Geld, überall verliert man ſie, ſie ſind halt zu klein!" Worauf der Bäcker unfehlbar erwiderte: „Ach was, wenn ich nur genug von denen hätte! Mir wären ſie nicht zu klein.")

Und wenn ich das alles gekauft hätte und ruiniert wäre und meine Geliebte mich verlaſſen hätte, dann würde ich immer noch zuweilen durch die Ladenſtraßen gehen. Ich würde vor den Auslagen ſtehen und durch die Schaufenſter blicken, würde an feinen Hölzern riechen, zarte Gewebe betaſten und meine Geſchicklichkeit an den hunderterlei Geduldſpielen und Schnurrpfeifereien üben, und ich hätte dabei die Augenluſt, die der Oſten bietet und auf die er ganz allein geſtellt iſt. Alles, was man um Geld haben kann, iſt hier in Aſien zweifelhaft, vom Bett bis zum Eſſen, vom Diener bis zum Geldwechſeln, aber ringsum glänzt unerſchöpft der Reichtum und die Kunſt Aſiens, von allen Seiten her bedrängt, beſtohlen, unterhöhlt und vergewaltigt, vielleicht ſchon arg geſchwächt und vielleicht ſchon im Todeskampf, aber auch ſo noch reicher und vielfältiger, als wir im Weſten es uns träumen können. Überall liegen Schätze zur Schau, und alle gehören dem, der ſeine Augenluſt daran zu finden weiß, denn ob ich für

hundert Dollar einkaufe oder für zehntausend, ich bekomme für alles Geld doch nur das hübsche einzelne, das vielleicht bald enttäuscht, und vom Bild der gehäuften Schätze, von dem großen, bunten asiatischen Basarglanz kann ich nichts mit nach Westen nehmen als einen Abglanz im Gedächtnis. Ob ich später zu Hause eine Kiste voll chinesischer und indischer Sachen auspacke oder zehn Kisten, das ist, als ob ich vom Meere eine oder zwanzig Flaschen voll Wasser mitbrächte. Brächte ich auch hundert Tonnen heim, es wäre doch kein Meer.

# Der Hanswurſt

In Singapur beſuchte ich wieder einmal ein malayiſches Theater. Ich tat es längſt nicht mehr in der Hoffnung, hier etwas von Kunſt und Volkstum der Malayen zu ſehen oder ſonſt wertvolle Studien machen zu können, ſondern lediglich in behaglicher Abendſtimmung, wie man an einem müßigen Abend in einer fremden Seeſtadt nach dem Eſſen und Kaffee Luſt bekommt, in ein Varietee zu gehen.

Die ſehr geſchickten Schauſpieler, deren einer einen Europäer zu ſpielen hatte, ſtellten eine moderne Ehegeſchichte aus Batavia dar, die ein Stückefabrikant auf Grund von Zeitungs- und Gerichtsnachrichten dramatiſiert hatte. Die Geſangseinlagen mit Begleitung eines alten Klaviers, dreier Geigen, eines Baſſes, eines Horns und einer Klarinette waren von rührender Komik. Unter den Frauen eine wunderſchöne junge Malayin, wohl Javanin, mit hinreißend edelm Gang.

Das Merkwürdige aber war eine magere junge Schauſpielerin in der ſeltſamen Rolle eines weiblichen Hanswurſt. Die ſehr ſenſible, überintelligente, allen andern unendlich überlegene Frau ſtak in einem ſchwarzen Sack, trug über ihrem ſchwarzen Haar eine fahlblonde ſcheußliche Wergperücke und hatte das Geſicht mit Kalk beſchmiert, auf der rechten Wange einen großen ſchwarzen Klecks. In dieſer toll häßlichen Bettelmaske bewegte ſich die nervös geſchmeidige Perſon

in einer Nebenrolle, die zum Stück nur äußerst flüchtige Beziehungen hatte, und war doch beständig auf der Bühne; denn sie spielte den vulgären Hanswurst. Sie grinste und fraß auf affenhafte Art Bananen, sie belästigte Mitspieler und Orchester, unterbrach die Handlung durch Witze oder begleitete sie stumm mit parodierender Nachäffung; dann wieder saß sie zehn Minuten lang teilnahmlos auf dem Fußboden, hielt die Arme verschränkt und blickte mit gleichgültigen, krankhaft klugen, kalt überlegenen Augen ins Leere oder fixierte uns Zuschauer der vordersten Reihe mit kühler Kritik. In dieser Absichtigkeit sah sie nicht mehr grotesk aus, eher tragisch, der schmale, brennend rote Mund teilnahmlos ruhend, vom vielen Lachen ermüdet, die kühlen Augen aus dem fratzenhaft bemalten Gesicht traurig, vereinsamt und erwartungslos blickend. Man hätte mit ihr reden mögen wie mit einem Shakespeareschen Narren oder wie mit Hamlet. Bis die Gebärde irgendeines Mitspielers sie reizte — dann stand sie auf, von Leben durchflossen, und parodierte diese Gebärde mit dem kleinsten Aufwande an Anstrengung in so hoffnungslos vernichtender Übertreibung, daß die Mitspieler hätten verzweifeln müssen.

Aber diese geniale Frau war nur Hanswurst: sie durfte nicht italienische Arien singen wie ihre Kolleginnen, sie trug das schwarze Kleid der Erniedrigung, und ihr Name stand weder auf dem englischen noch auf dem malayischen Theaterzettel.

# Architektur

Große und prächtige Bauten ſieht man in der malayiſchen Welt eigentlich nirgends; die paar Fürſten ſind ziemlich beſcheiden, und die Bevölkerung hat nie das Bedürfnis gekannt, ſich in Bauorgien an Tempeln und anderen Kultusbauten auszutoben. Die buddhiſtiſchen und Hindutempel ſind ohne viel Variationen von Vorderindien übernommen, die Moſcheen ſind ohne Originalität, von der meiſt ganz ſtilloſen modernen Prachtmoſchee bis zur kleinen, idylliſchen mohammedaniſchen Dorfkirche, deren Turm aus vier unbehauenen Baumſtämmen beſteht. Das Klima zerſtört alles Menſchenwerk hier ſehr raſch, die Wohnungen ſind nicht auf Stabilität und Dauer, ſondern nur aus dem momentanen Bedürfnis nach Schatten, Kühle und Regenſchutz angelegt.

Der ebene Boden der malayiſchen Länder iſt großenteils ſumpfig und gärt in Fieberluft; Schlangen und Raubtiere ſind zu fürchten; ſo iſt heute wie vor viel tauſend Jahren der Pfahlbau hier der herrſchende Häuſertyp. Der Fußboden ruht auf eingerammten oder auch einfach lebendig abgeſägten Baumſtämmen anderthalb bis zweieinhalb Meter über der Erde, mit ihr verbunden durch eine oder zwei leichte Holztreppen, die zum Schutz gegen Schlangen und anderes Getier möglichſt ſteil angelegt und manchmal mühſam zu er-

ſteigen ſind. Der Fußboden beſteht häufig aus Brettern, meiſtens aber nur aus einer loſen Lage von Stangen, iſt übrigens in allen Häuſern mit reinen, ſchönen Baſtmatten belegt. Darüber ruht ein einfaches Giebeldach, deſſen vordere Balken häufig wie beim niederſächſiſchen Bauernhaus kreuzweiſe überſtehen, das Dachgerippe aus Bambusſtäben iſt mit Palmblättern dicht belegt, leicht, kühl und ſehr waſſerdicht. Ich habe mehrmals im Urwald bei raſenden Tropenregen nachts unter einem ſolchen Blätterdach gelegen, ohne naß zu werden. Neuerdings ſieht man, auch ſchon auf dem Lande, viele Hohlziegeldächer.

Das iſt der Typ des hinterindiſchen Wohnhauſes. An manchen Orten ſind die Dächer nach chineſiſcher Art elegant geſchweift und mit Hörnerſchmuck verſehen. Eine auffallende malayiſche Eigenart iſt das Gliedern des Hauſes und Bewerten der Räume durch Niveauverſchiebung, ſo daß vom Eingang her jeder Raum des Hauſes um zwei, drei Handbreiten höher liegt als der vorhergehende.

In den Städten, ſoweit ſie trockenen und geſunden Boden haben, fällt der Pfahlunterbau weg; hier beſtimmt der chineſiſche Typ das Straßenbild, das malayiſche Fiſcher- und Bauernhaus iſt in die Vorſtädte verdrängt. Die Chineſenſtraßen, alte wie neue, ſind ohne Ausnahme zuſammenhängende Reihen kleiner Häuſer von zwei, ſeltener drei Stockwerken; das Erd-

geſchoß iſt Werkſtatt oder Laden, das Obergeſchoß ſieht, wenn die Fenſterläden offenſtehen, mit offenen, leicht vergitterten Räumen nach der Straße und gibt ihr eine feine Luftigkeit, die Bauten ſind farbig verputzt, meiſt heftig waſchblau, was im ſtarken Licht der Tropen kühl und nobel ausſieht. Die Vorderräume der Obergeſchoſſe ruhen auf Pfeilern, und ſo entſteht auf beiden Seiten jeder Straßenflucht eine Kolonnade, fröhlich anzuſehen und voll von Bildern des kleinen Lebens. Der reiche Chineſe freilich hat ſein Landhaus im Villenquartier, luxuriös und meiſt europäiſch beeinflußt, darum her ein ſtiller, ſteifer, ſonniger Garten, wo jede Pflanze erhöht und iſoliert in einer Vaſe ſteht.

Die Europäer haben nun alle Städte ganz neu geſtaltet und damit viel Hygiene und Bequemlichkeit, aber wenig Schönheit hereingebracht. Von allen Europäerbauten hier draußen ſind einzig die Bungalows ſchön, die in den Villenvorſtädten erquickend wohnlich und lieblich in der üppigen Parklandſchaft ſtehen. Dieſe Bungalows ſind darum ſchön, weil ſie notgedrungen ſich den Bedürfniſſen des Klimas fügen und ſich darum an den Urtyp des indiſchen Wohnhauſes halten mußten. Alles andere, was die Weißen hier gebaut haben und bauen, wäre durchaus würdig, in einer deutſchen Bahnhofſtraße aus den achtziger Jahren zu ſtehen. Die Engländer tun Großes für ihre Kolo-

nien, die Anlage vieler Geſchäftsſtraßen, Häfen, Villenviertel und Parkvorſtädte ſamt Straßenbau, Bewäſſerung und Beleuchtung ſind muſterhaft und oft von glänzender Großzügigkeit, aber ſchöne Häuſer (mit Ausnahme des Bungalowtyps) konnten auch ſie nicht bauen. Und nun wütet falſcher Marmor, Wellblech und Gewerbeſchulrenaiſſance weiter und verſeucht auch die Modernen und Wohlhabenden unter den einheimiſchen Bauherren. Japaniſche Zahnärzte und chineſiſche Wucherer bauen ſich Häuſer, die in die geſchmackloſeſten Straßen deutſcher Mittelſtädte paſſen würden. Entſprechend ſind Brücken, Brunnen und Denkmäler. Das Übelſte aber ſind die Kirchen. Von einem feinen ſtillen Palmenwalde, von einer weitern hübſchen Malayendorfgaſſe oder von einer tiefblauen, diskret uniformen Chineſenſtraße aus auf eine Kirche zu blicken, die auf ödem Platz in entwurzelter und entgleiſter engliſcher Gotik das kulturelle Unvermögen des Weſtens predigt, das gehört weit mehr als Schmutz und Fieber zu den Peinlichkeiten einer indiſchen Reiſe; denn hier fühlt man ſich im Innerſten mitverantwortlich. Und dieſe Dinge ſind alle, gleich einem deutſchen Poſtgebäude, ebenſo ſolide wie häßlich gemacht. Ein Malayenhaus, das geſtern fertig wurde, wird in drei Monaten wetterfarben und angepaßt und völlig eingewachſen ſein, als ſtände es fünfzig Jahre da; ein holländiſches Reſidentenpalais aber, eine engliſche Kirche

oder ein franzöſiſch-katholiſches Schulhaus wird unſer Auge nicht erfreuen können, ehe es ſeine ſchuldbeladene Exiſtenz zu Ende gelebt und ſeine Beſtandteile der Natur zurückgegeben hat.

# Singapur-Traum

Den Vormittag hatte ich zwischen den Gärten der Europäer auf den grasbewachsenen, laubig umrahmten Wegen Schmetterlinge gefangen, war in der weißen Mittagsglut zu Fuß in die Stadt zurückgegangen und hatte den Nachmittag mit Spazierengehen, Lädenbesuchen und Einkaufen in den schönen, lebendig wimmelnden Straßen von Singapur hingebracht. Nun saß ich im hohen Säulensaal des Hotels mit meinen Reisegefährten beim Abendessen, die großen Flügel der Fächer surrten fleißig in der Höhe, die weißleinenen Chinesenboys schlichen still und gelassen durch den Saal und trugen das schlechte englisch-indische Essen auf, das elektrische Licht blitzte in den kleinen schwimmenden Eisstückchen der Whiskygläser. Müde und ohne Hunger saß ich meinen Freunden gegenüber, schlürfte kaltes Getränk, schälte kleine goldgelbe Bananen und rief frühzeitig nach Kaffee und Zigarren.

Die andern hatten beschlossen, in einen Kinematographen zu gehen, wozu meine von der Arbeit in voller Sonne überangestrengten Augen keine Lust hatten. Dennoch ging ich schließlich mit, nur um für den Abend versorgt zu sein. Wir traten barhaupt und in leichten Abendschuhen vor das Hotel und schlenderten durch die wimmelnden Straßen in gekühlter blauer Nachtluft; in ruhigern Seitengassen hockten bei Windlich-

tern an langen rohen Brettertischen Hunderte von chinesischen Kulis und aßen vergnügt und sittsam ihre vielerlei geheimnisvollen und komplizierten Speisen, die fast nichts kosten und voll unbekannter Gewürze stecken. Getrocknete Fische und warmes Kokosöl dufteten intensiv durch die von tausend Kerzen flimmernde Nacht, Rufe und Schreie in dunkeln östlichen Sprachen hallten in den blauen Bogengängen wider, geschminkte hübsche Chinesinnen saßen vor leichten Gittertüren, hinter denen reiche goldene Hausaltäre düster funkelten.

Von der dunkeln Brettertribüne des Kinotheaters blickten wir über unzählige langzopfige Chinesenköpfe hinweg auf das grelle Lichtviereck, wo eine Pariser Spielergeschichte, der Raub der Mona Lisa und Szenen aus Schillers Kabale und Liebe, alle in derselben seelenlosen Anschaulichkeit, vorübergeisterten, doppelt gespensterhaft in der Atmosphäre von Unwirklichkeit oder peinlicher Zweifelhaftigkeit, welche diese westlichen Angelegenheiten hier zwischen Chinesen und Malayen annehmen.

Meine Aufmerksamkeit war bald erlahmt, mein Blick ruhte zerstreut in der Dämmerung des hohen Saales aus, und meine Gedanken fielen auseinander und blieben leblos liegen wie die Glieder einer Marionette, die man im Augenblick nicht braucht und weggelegt hat. Ich senkte den Kopf in die aufgestützten Hände

und war alsbald allen Launen meines denkmüden und mit Bildern geſättigten Gehirns preisgegeben.

Es umgab mich zunächſt eine ſchwach murmelnde Dämmerung, in der ich mich wohl fühlte und über welche nachzuſinnen ich kein Verlangen trug. Allmählich begann ich zu merken, daß ich auf dem Deck eines Schiffes lag, es war Nacht, und nur wenige Öllaternen brannten, neben mir lagen viele andere Schläfer Mann an Mann, jeder am Boden auf ſeiner Reiſedecke oder Baſtmatte hingeſtreckt.

Ein Mann, der mir zur Seite lag, ſchien nicht zu ſchlafen. Sein Geſicht war mir bekannt, ohne daß ich ſeinen Namen wußte. Er bewegte ſich, ſtützte die Ellbogen auf, nahm eine goldene Brille ohne Ränder von den Augen und begann ſie mit einem weichen, flanellenen Tüchlein ſorgfältig zu reinigen. Da erkannte ich ihn; es war mein Vater.

„Wohin fahren wir?" fragte ich ſchläfrig.

Er putzte, ohne aufzublicken, an ſeiner Brille weiter und ſagte ruhig: „Wir fahren nach Aſien."

Wir redeten Malayiſch, mit Engliſch vermiſcht, und dieſes Engliſch erinnerte mich daran, daß meine Kindheit lang vorüber ſei, denn damals beſprachen meine Eltern ihre Geheimniſſe alle engliſch, und ich verſtand nichts davon.

„Wir fahren nach Aſien," wiederholte mein Vater, und plötzlich wußte ich alles wieder. Jawohl, wir fuh-

ren nach Aſien, und Aſien war nicht ein Weltteil, ſondern ein ganz beſtimmter, doch geheimnisvoller Ort, irgendwo zwiſchen Indien und China. Von dort waren die Völker und ihre Lehren und Religionen ausgegangen, dort waren die Wurzeln alles Menſchenweſens und die dunkle Quelle alles Lebens, dort ſtanden die Bilder der Götter und die Tafeln der Geſetze. Oh, wie hatte ich das nur einen Augenblick vergeſſen können! Ich war ja ſchon ſo lange Zeit unterwegs nach jenem Aſien, ich und viele Männer und Frauen, Freunde und Fremde.

Leiſe ſang ich unſer Reiſelied vor mich hin: „Wir fahren nach Aſien!" und ich gedachte des goldenen Drachens, des ehrwürdigen Bobaumes und der heiligen Schlange.

Freundlich ſah mich mein Vater an und ſagte: „Ich lehre dich nicht, ich erinnere dich nur." Und indem er es ſagte, war er nicht mein Vater mehr, ſein Geſicht lächelte eine Sekunde lang genau ſo wie das Geſicht, mit welchem in den Träumen unſer Führer, der Guru, zu lächeln pflegt, und im ſelben Augenblick erloſch das Lächeln, und das Geſicht war rund und ſtill wie die Lotosblüte und glich genau dem goldenen Bildnis Buddhas, des Vollendeten, und wieder lächelte es, und es war das reife, ſchmerzliche Lächeln des Heilands.

Der neben mir lag und gelächelt hatte, war nicht mehr da. Es war Tag, und alle Schläfer hatten ſich

erhoben. Bestürzt raffte auch ich mich empor und irrte auf dem ungeheuren Schiff umher, zwischen fremden Menschen, und sah auf dem schwarz-blauen Meere Inseln mit wilden, gleißenden Kalkfelsen und Inseln mit wehenden hohen Palmen und tiefblauen Vulkanbergen. Kluge, braune Araber und Malayen standen mit vor der Brust gekreuzten mageren Händen, verneigten sich bis zum Boden und verrichteten die vorgeschriebenen Gebete.

„Ich habe meinen Vater gesehen," rief ich laut, „mein Vater ist auf dem Schiff!"

Ein alter englischer Offizier in einem geblümten japanischen Morgenkleide sah mich aus hellblauen Augen glänzend an und sagte: „Ihr Vater ist hier und ist dort, er ist in Ihnen und außer Ihnen, Ihr Vater ist überall."

Ich gab ihm die Hand und erzählte ihm, daß ich nach Asien fahre, um den heiligen Baum und die Schlange zu sehen und um in die Quelle des Lebens zurückzugehen, in welcher alles seinen Anfang nahm und welche die ewige Einheit der Erscheinungen bedeutet.

Aber ein Händler hielt mich eifrig an und nahm mich in Anspruch. Es war ein Englisch redender Singhalese, er zog aus einem Körbchen kleine Lappenbündel hervor, die er auseinanderwickelte und aus denen kleine und große Mondsteine zum Vorschein kamen.

„Nice moonstones, Sir," flüſterte er beſchwörend, und da ich mich heftig abwenden wollte, legte jemand eine leichte Hand auf meinen Arm und ſagte: „Schenken Sie mir ein paar Steinchen, ſie ſind wirklich hübſch." Die Stimme ſing mein Herz alsbald ein wie eine Mutter ihr entlaufenes Kind, ich wandte mich glühend um und begrüßte Miß Wells aus Amerika. Unbegreiflich, daß ich ſie ſo ganz hatte vergeſſen können!

„O Miß Wells," rief ich erfreut, „Miß Annie Wells, ſind Sie denn auch hier?"

„Wollen Sie mir einen Mondſtein ſchenken, Deutſcher?"

Ich griff ſchnell in die Taſche und zog den langen geſtrickten Geldbeutel hervor, den ich als Knabe von meinem Großvater bekommen und als Jüngling auf meiner erſten Italienreiſe verloren hatte. Es war mir lieb, ihn wiederzuhaben, und ich ſchüttete eine Menge ſilberner Ceyloner Rupien heraus; aber mein Reiſekamerad, der Maler, von dem ich nicht gewußt hatte, daß er noch da ſei und neben mir ſtehe, ſagte lächelnd: „Die können Sie als Hoſenknöpfe tragen, ſie gelten hier keinen Cent."

Verwundert fragte ich ihn, wo er herkomme und ob er die Malaria wirklich überwunden habe. Er zuckte die Achſeln und ſagte: „Man ſollte die modernen europäiſchen Maler alle einmal in die Tropen ſchicken, da könnten ſie ſich ihre Orangepalette wieder abgewöhnen.

Gerade hier kommt man mit einer dunkleren Palette der Natur viel näher."

Es war klar, und ich stimmte lebhaft bei. Aber die schöne Miß Annie hatte sich inzwischen im Gedränge verloren. Beklommen ging ich auf dem riesigen Schiffe weiter, wagte jedoch nicht, mich an einer Gruppe von Missionsleuten vorbeizudrängen, die im Kreise sitzend die ganze Deckbreite versperrten. Sie sangen ein frommes Lied, in das ich bald einstimmte, da ich es von Hause her kannte:

Darunter das Herze sich naget und plaget
Und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget . . .

Ich war damit einverstanden, und die schwermütig pathetische Melodie stimmte mich traurig, ich dachte an die schöne Amerikanerin und an unser Reiseziel Asien und fand so viel Ursache zur Ungewißheit und Kümmernis, daß ich einen der Missionare fragte, wie denn das nun sei, ob sein Glauben denn wirklich gut und auch für einen Mann wie mich zu brauchen sei.

„Sehen Sie," sagte ich trostbegierig, „ich bin Schriftsteller und Schmetterlingssammler — —."

„Sie irren sich," sagte der Missionar.

Ich wiederholte meine Erklärung. Aber auf alles, was ich sagen mochte, gab er mit einem hellen, kindlichen, bescheiden triumphierenden Lächeln dieselbe Antwort: „Sie irren sich."

Verwirrt floh ich davon. Ich ſah, daß ich hier nicht zurecht kam, und ich beſchloß, auf alles zu verzichten und meinen Vater zu ſuchen, der würde mir gewiß helfen. Wieder ſah ich das Geſicht des ernſten engliſchen Offiziers und glaubte ſeine Worte zu hören: „Ihr Vater iſt hier und iſt dort, er iſt in Ihnen und außer Ihnen.“ Ich begriff, daß dies eine Mahnung war, und ich kauerte mich nieder, um mich zu verſenken und meinen Vater in mir ſelbſt zu ſuchen.

So ſaß ich ſtill und verſuchte zu denken. Allein es ging ſchwer, die ganze Welt ſchien auf dieſem Schiffe verſammelt, um mich zu ſtören. Auch war es furchtbar heiß, und ich hätte gerne meines Großvaters geſtrickten Geldbeutel für einen friſchen Whisky-Soda hingegeben.

Von dieſem Augenblick an, wo ſie mir zum Bewußtſein gekommen war, ſchien dieſe ſataniſche Hitze beſtändig anzuſchwellen wie ein furchtbarer, unerträglich gellender Klang. Die Menſchen verloren alle Haltung, ſie ſoffen aus Korbflaſchen gierig wie Wölfe, ſie machten es ſich auf die ſeltſamſten Arten bequem, und es geſchahen rings um mich her unbeherrſchte und ſinnloſe Taten; das ganze Schiff war offenbar im Begriff, wahnſinnig zu werden.

Der freundliche Miſſionar, mit dem ich mich nicht hatte verſtändigen können, war zwei rieſengroßen chineſiſchen Kulis zum Opfer gefallen und wurde von ihnen auf das ſchamloſeſte als Spielzeug benützt. Sie

wußten ihn durch einen heilloſen Kunſtgriff echt chineſiſcher Mechanik dazu zu bringen, daß er auf einen Druck hin ſeine geſtiefelten Füße zu ſeinem eigenen Mund herausſtreckte. Auf einen anderen Druck hin hing er beide Augen lang wie Würſte aus den Höhlen, und als er ſie wieder zurückziehen wollte, ſah er ſich dadurch verhindert, daß ſie ihm Knoten darein geſchlungen hatten.

Es war grotesk häßlich, aber es focht mich weniger an, als ich gedacht hätte, jedenfalls weniger als der Anblick, den Miß Wells mir bot, denn ſie hatte ſich ihrer Kleider entledigt und trug in überraſchend draller Nacktheit nichts auf dem Leibe als eine wundervolle, braungrüne Schlange, die ſich rund um ſie geringelt hatte.

Verzweifelt ſchloß ich die Augen. Ich hatte das Gefühl, unſer Schiff fahre ſehr raſch abwärts in einen glühenden Höllenrachen.

Da hörte ich, dem Herzen tröſtlich wie Glockengeläut einem im Nebel verlaufenen Wanderer, vielſtimmig ein feierliches Lied ertönen, das ich alsbald mitſang. Es war das heilige Reiſelied: „Wir fahren nach Aſien," und es klangen darin alle menſchlichen Sprachen, es rauſchte darin alle Ehrfurcht, alle müde Menſchenſehnſucht, die Not und das wilde Verlangen aller Kreatur. Ich fühlte mich von Vater und Mutter geliebt, vom Guru geleitet, von Buddha gereinigt und

vom Heiland erlöſt, und ob das, was nun käme, Tod ſei oder Seligkeit, ſchien mir durchaus gleichgültig.

Ich erhob mich und tat die Augen auf. Um mich her waren ſie alle, mein Vater, mein Freund, der Engländer, der Guru und alle, alle Menſchengeſichter, die ich je mit Augen geſehen. Sie ſchauten geradeaus, mit ergriffenen, ſchönen Blicken, und auch ich ſchaute, und vor uns tat ein vieltauſendjähriger Hain ſich auf, aus himmelhoher Wipfeldämmerung rauſchte Ewigkeit, und tief in der Nacht des heiligen Schattens glänzte golden ein uraltes Tempeltor.

Da fielen wir alle auf die Knie nieder, unſer Sehnen war geſtillt und unſere Reiſe zu Ende. Wir ſchloſſen die Augen, und wir beugten uns tief und ſchlugen unſere Häupter an die Erde, einmal, und wieder, und nochmals, in atemloſer, rhythmiſcher Andacht.

Hart ſchlug meine Stirn auf und ſchmerzte, Lichtfunken drangen in meine Augen, und mein Körper arbeitete ſich mühſam aus tiefer Erſtarrung. Meine Stirn lag auf der hölzernen Kante der Brüſtung, unter mir dämmerten bleich die raſierten Schädel der chineſiſchen Zuſchauer, die Bühne war dunkel, und Beifallgemurmel hallte in dem großen Kinematographentheater wider.

Wir ſtanden auf und gingen. Es war quälend heiß und roch durchdringend nach Kokosöl. Draußen aber wehte uns nächtliche Meerluft, Lichtergeflimmer des Hafens und matter Sternenſchein entgegen.

# Überfahrt

Von Singapur aus fuhr ich auf einem kleinen holländiſchen Küſtendampfer über den Äquator weg nach Südſumatra. Die Sache begann mit Gepäckſchwierigkeiten am Pier und wäre beinahe im erſten Anfang ſchon verunglückt, denn kaum war das kleine Motorbötchen, das uns und unſre vielen Kiſten an Bord des Brouwer bringen ſollte, vom Pier abgeſtoßen, ſo fuhr uns ein etwas größeres Boot in eiliger Konkurrenz ſo wild mitten in der Breitſeite an, daß wir alle übereinander fielen und ſchon ans Schwimmen dachten. Es war jedoch wider alle Wahrſcheinlichkeit Gerechtigkeit geſchehen und der Angreifer war der Geſchädigte; mit einem großen Loch im Bug mußte er abziehen.

Auf dem Brouwer waren wir zu dreien die einzigen Paſſagiere der erſten Klaſſe und hatten das Schiff für uns wie eine Privatjacht. Das kleine Hinterdeck ward mit holländiſcher Behaglichkeit für uns eingerichtet, ein weiß gedeckter Tiſch mit altväteriſchen Lehnſtühlen, daneben vier von den nicht genug zu lobenden aſiatiſchen Liegeſtühlen mit Holzgeſtellen zum Hochlegen der Beine, weiter zwei naive biedere Kanapees mit weiß und rot geſtreiften Bezügen. Die geſamte Bedienung war malayiſch, und alsbald wurde uns von drei aufmerkſamen, geſchickten, hübſchen Javanen eine erſte Mahlzeit aufgetragen, ein überaus reichhaltiges, ſolides

Reiseſſen, das ich nach den ſchlimmen Schaubroten der indiſchen Gaſthöfe mit Dankbarkeit begrüßte. In den Hotels der Straits und Malay States wird man überall von chineſiſchen Boys bedient, die faſt ebenſo ſchlecht und lieblos ſervieren wie europäiſche Kellner in einem Durchſchnittshotel. Die Javanen hier waren dagegen um unſer Wohlergehen mit der einſchmeichelnden Treue guter Krankenſchweſtern bemüht, ſie umkreiſten uns beſtändig mit Aufmerkſamkeit und kamen jedem kleinſten Bedürfniſſe lächelnd und ohne Haſt zuvor; ſie trugen uns Speiſen auf, boten das Beſte mit beſcheidener Gebärde lobend an, ſchenkten jedes Trinkglas nach jedem Schluck wieder ſorglich voll, verteilten den Reſt der gemeinſamen Flaſche mit liebevoller Gerechtigkeit zwiſchen uns dreien, ſchützten uns vor der Sonne und vor dem Winde, ſtanden augenblicks mit brennendem Streichholz bereit, wenn eine Zigarre ausgegangen war, und alle ihre Mienen und Bewegungen drückten weder widerwilliges Dienſttun noch feige Sklaverei aus, ſondern eitel freudige Dienerſchaft und ergebenſtes Wohlwollen.

Mittſchiffs lagen drei Chineſen und ſpielten Karten, ohne zu ſprechen, aber genau mit demſelben leidenſchaftlich hoffenden Auftrumpfen der guten und demſelben reſigniert ärgerlichen Hinſchmeißen der ſchlechten Blätter, wie man es bei ſchwäbiſchen Soldaten, bayriſchen Jägern und preußiſchen Matroſen ſieht. Eine Malayenfamilie aus Tonkal lag auf ihrer Reiſebaſt-

matte: ein Großvater, ein Elternpaar, vier Kinder. Die Kinder hatten es gut, sahen wohlgehalten aus und trugen Halsketten und silberne Fußspangen. Beim Sonnenuntergang suchte sich der Großvater einen freien Raum, verneigte sich, kniete nieder, erhob sich wieder und vollzog mit langsamer Würde die Übungen des abendlichen Gebets. Sein alter Rücken krümmte und streckte sich in genauem Gleichtakt, sein roter Turban und sein spitzer grauer Bart standen scharf in der einbrechenden Dämmerung. Wir setzten uns mit den beiden Offizieren zu einem reellen holländischen Abendessen. Sterne kamen herauf, das Meer dunkelte tiefschwarz und die zackigen Silhouetten der kleinen Berginseln waren kaum mehr zu erfühlen. Wir waren still geworden und wären gerne zu Bett gegangen, doch war es allzu heiß, wir saßen alle ruhig und waren naß vom unablässig rieselnden Schweiß.

Wir bestellten Whisky und hatten kaum danach gerufen, so sprang schon einer der längst auf Deck schlafenden Jonges auf und lief nach Schnaps und Sodawasser.

An hundert Inseln vorüber fuhren wir durch die brütende Nacht, manchmal von Leuchttürmen begrüßt, wir nippten am lauen Getränk, rauchten holländische Zigarren und atmeten langsam und unwillig unter dem heißen schwarzen Himmel. Wir sprachen hin und wieder ein Wort, über das Schiff oder über Sumatra, über

Krokodile und Malaria, aber es war keinem wichtig, und manchmal ſtand einer auf, trat an die Reling, ließ die Aſche ſeiner Zigarre ins Waſſer fallen und ſuchte, ob in der Finſternis etwas zu ſehen wäre. Und wir gingen auseinander und lagen jeder für ſich, an Deck oder in der Kabine, und der Schweiß rann beſtändig an uns nieder, und für dieſe Nacht waren wir alle reiſemüde und verſtimmt.

Am Morgen aber fuhren wir, ſchon jenſeits des Äquators, in die breite kaffeebraune Mündung eines der großen Ströme von Sumatra ein.

# Pelaiang

Der Europäer, der mit anderen als geſchäftlichen Abſichten nach den malayiſchen Inſeln fährt, hat ſtets, und auch wenn er gar nicht auf Erfüllung hofft, als Hintergrund ſeiner Vorſtellungen und Wünſche die Landſchaft und die primitive Paradiesunſchuld einer van Zantenſchen Inſel. Reine Romantiker werden dieſe Paradieſe gelegentlich auch finden und eine Weile, beſtochen von der gutartigen Kindlichkeit der meiſten Malayen, Teilhaber an einem köſtlichen Urzuſtande zu ſein glauben.

Mir iſt der volle Genuß einer ſolchen Selbſttäuſchung nie geworden, aber einen kleinen weltfernen Kampong habe ich doch gefunden, wo ich eine Zeitlang im Urwalde zu Gaſt war, wo mir wohl und heimiſch wurde und der in meiner Erinnerung die ganze Wald- und Stromwelt von Sumatra kriſtalliſiert und ausdrückt. Dieſer kleine Kampong mit hundert Einwohnern heißt Pelaiang und liegt zwei Tagereiſen weit von Djambi flußaufwärts im Inneren des noch wenig bekannten Djambigebietes, das erſt kürzlich paziſiziert wurde und zum größten Teil aus jungfräulichem Urwald beſteht.

Dort wohnten wir zu vieren ſamt unſrem chineſiſchen Koch Gomok in einer Hütte aus Bambu, deren Dach und Wände aus Palmblättern geflochten waren und die auf hohen Pfählen ruhte. Da hingen wir in unſrem

gelben, zierlich geflochtenen Käfig zweieinhalb Meter hoch in der Luft und lebten, wie es uns gefiel. Die beiden Kaufleute taxierten die im Walde ruhenden Kapitalien an Eisenholz, der Kunstmaler stieg mit dem Aquarellkasten am Ufer herum und ärgerte sich über die Malayenweiber, von denen gerade die hübschen sich durchaus nicht abzeichnen und nicht einmal gern aus der Nähe anschauen ließen. Und ich ließ mich von Tageszeit und Wetter treiben und lief in der endlosen Waldwelt herum wie in einem fabelhaften Bilderbuch. Jeder ging seinen Weg und wurde auf seine Weise mit den Moskiten, mit den wilden Gewittern, mit dem Urwald, mit den Malayen und mit der ewig lastenden heißfeuchten Schwüle fertig. Am Abend aber, der in den Tropen allzu früh einbricht, kamen wir stets alle zusammen und saßen und lagen auf der Veranda beim Tisch und bei der Lampe. Draußen brüllte der Gewitterregen oder schrie das rasende Insektenkonzert des Urwalds, der uns in die Fensterlöcher schaute; wir aber waren dann der Wildnis satt, wir wollten es gut haben und der lästigen Tropenhygiene vergessen, wir wollten fröhlich sein und nichts von der Welt wissen, und so lagen und saßen wir und schöpften aus vier großen Kisten Flaschen mit Sodawasser und Whisky, mit Rotwein und Weißwein, mit Scherry und mit Bremer Schlüsselbier. Und dann schliefen wir unterm Mückennetz auf unseren guten Matratzen am Boden,

jeder mit dem Talisman der wollenen Leibbinde verſehen, oder wir lagen ſtill und hörten dem Regen zu, wie er in Kübeln herabklatſchte oder auch zart und ſingend übers Blätterdach lief, bis am frühen Morgen der Nashornvogel und die vielen unbekannten Singvögel ihr Lied begannen und die Affen mit wahnſinnigem Geheule den Tag begrüßten.

Dann ging ich an den ſechs oder ſieben Hütten vorbei in den Wald, vor den Blutegeln und Schlangen geſchützt durch dieſelben Lodengamaſchen, die ich im Winter in Graubünden trage, und alsbald nahm das zähe Dickicht mich auf und lag zwiſchen mir und der Welt fremder und trennender als alle Meere. Da liefen ſtille ſchöne Eichhörnchen vor mir weg, ſchwarze mit weißem Bauch und roten Vorderbeinen, und große Vögel ſahen mich aus ſtarren Waldaugen unfreundlich an, und bald erſchienen in zahlreichen Familien die Affen, rannten im grünen Aſtgeſchlinge, durch das kein Himmel blickte, wildfröhlich hinauf und hinab oder hockten hoch im Gezweig und heulten toll in lang gedehnten ſchmerzlichen Tonleitern. Schaukelnd flog manchmal einer von den großen ſchillernden Schmetterlingen über mich hin, ſelig in ſeiner Schönheit, und am Boden tat das kleine Gezücht ſeine Arbeit. Fußlange Tauſendfüßler rannten in blinder Eile durchs Gedränge, und überall ſtrebten in dichten dunklen Zügen mächtige Ameiſenvölker, graue, braune, rote, ſchwarze, ge-

ordnet nach gemeinſamen Zielen. Dicke faulende Baumſtämme liegen umher, tauſendfach überwachſen von formenreichen Farnen und dünnem zähem Dorngeſchlinge. Hier gärt die Natur ohne Pauſe in erſchreckender Fruchtbarkeit, in einem raſenden Lebens- und Verſchwendungsfieber, das mich betäubt und beinahe entſetzt, und mit nordländiſchem Gefühl wende ich mich jeder Erſcheinung dankbar zu, die inmitten des erſtickenden Zeugungstaumels eine einzelne Form beſonders ausgeſtaltet zeigt. Da ſteht zuweilen, vom dicken Gewirre umgeben und als herrlicher Sieger darüber empor gebrochen, ein einzelner Rieſenbaum von unwahrſcheinlicher Stärke und Höhe, in deſſen Krone tauſend Tiere leben und niſten können, und aus ſeiner fürſtlichen Höhe hängen ſtill und vornehm ſchnurgerade, baumdicke Lianenfäden herab.

In dieſem Walde wird ſeit kurzem auch von Menſchen gearbeitet. Die Djambi-Maatſchappji hat in dem noch völlig brach liegenden Lande die erſte große Waldkonzeſſion erworben und beginnt dort Eiſenholzſtämme zu holen. Ich ließ mich eines Tages zu einer Stelle führen, wo vor kurzem große Stämme gekappt und behauen worden waren, und ſah eine Weile der mühſeligſten Waldarbeit zu. Da wurden Stämme von zwanzig Meter Länge, ſchwer wie Eiſen, von ſingenden und keuchenden Kuliſcharen mit Winden und Hebeln, an Tauen und Ketten aus tiefen, urweltlich dämmernden,

ſumpfigen Waldſchluchten herauf geſchleppt, auf Holzrollen und auf primitiven Schlitten, über Sumpf und Dorngeſtrüppe, über Buſch und fettes feuchtes Gekräut hinweg, Elle für Elle gezerrt, gehalten, unterſtützt und wieder weiter geſchleppt, jede Stunde ein kleines Stück weiter. Ein kleiner Aſt von dieſem Holze, den ich ſpielend mit einer Hand aufnehmen wollte, erwies ſich als ſo ſchwer, daß ich ihn auch mit beiden Armen und voller Kraft nicht zu heben vermochte. Dieſer Schwere wegen iſt das Holz unendlich mühſam zu transportieren: Bahnen gibt es im Lande noch nicht, die einzige Straße iſt der Strom, und das Eiſenholz ſchwimmt nicht.

Es war großartig und merkwürdig zu ſehen, aber es iſt kein Vergnügen, der Arbeit von Menſchen zuzuſehen, wo ſie noch Laſt und Fluch und Knechtung iſt. Dieſe armen Malayen werden nie, wie es Europäer, Chineſen und Japaner tun, als Herren und Unternehmer ſolche Werke betreiben, ſie werden immer nur Holzfäller und Schlepper und Säger ſein, und was ſie dabei verdienen, das geht faſt alles für Bier und Tabak, für Uhrketten und Sonntagshüte wieder an die ausländiſchen Unternehmer zurück.

Unberührt von den paar winzigen Feinden, die da an ſeinem Reichtum zu zapfen verſuchen, ſteht noch immer der Urwald. Am Flußufer ſonnen ſich die Krokodile, unerſchöpflich glüht in der feuchten Hitze das Wachstum weiter, und wo die Natives ein Stückchen

roden, um Reis darauf zu bauen, da ſteht in zwei Jahren ſchon wieder hoher Buſch und in ſechs Jahren ſchon wieder hoher Wald.

Ehe wir abfuhren, verſenkten wir unſre leeren Flaſchen in den braunen Fluß. Unſre Matratzen wurden in Baſtmatten eingerollt und auf das Boot gebracht und wir ſahen unſre gelbe Bambuhütte am ſchwarzen Rande des ewigen Waldes ſtehen und kleiner werden, bis mit der erſten Windung des Fluſſes alles verſank.

# Sozieteit

Es war ein großer Kampong oder ein kleines junges Städtchen an einem der schönen breiten Ströme von Südsumatra. Vor drei, vier Jahren war hier noch Krieg, jetzt liegen nur noch etwa hundert holländische Soldaten im Städtchen und machen hie und da einen dekorativen Streifzug, um etwaigen rebellischen Einwohnern zu zeigen, daß man da ist und aufpaßt. Was man von Eingeborenen zu sehen bekommt, ist ein kindlich harmloses Gemisch von Urmalayen und Javanen, schattiert und gebrochen durch zwanzig wenig zuträgliche Einflüsse und Kreuzungen. Man sieht javanische Tagelöhner das Gras mit Schwertern abmähen, alle Viertelstunde eine Handvoll, und das Tragen eines Wasserkruges über die Gasse ist eine Mannesarbeit für einen Vormittag. Gearbeitet wird meist von den Frauen, und dann von den Chinesen, die auch hier sich am kleinsten aufblühenden Örtchen alsbald einfinden und die genügsamste Pionierarbeit tun; sie halten Kaufläden, sie treiben Schiffahrt, sie kaufen Gummi und verkaufen Reis, Fische und deutsches Bier. Gearbeitet wird auch von den paar Europäern; es gibt eine Eisenholzunternehmung, deren Leiter ein überaus landeskundiger Schweizer ist, die übrigen Weißen sind ohne Ausnahme holländische Beamte.

Ich besuchte den Residenten und den Kontrolleur,

und bekam mit vieler Höflichkeit ein großes Papier zugeſtellt, von deſſen Notwendigkeit ich zuvor gar nichts gewußt hatte und das eine Aufenthaltsbewilligung für Niederländiſch-Indien darſtellte.

Ich hatte mich viel im Kampf mit Moskitos, Dornen und Sumpfgras im Buſch herumgetrieben, als ich nach dem Städtchen zurückkehrte. Alsbald ward ich eingeladen, mich in der „Sozieteit" einzufinden, und ging alſo abends in den Klub, des Kontrolleurs wegen, der ein feiner und zartſinniger Menſch war, wie ſie ſeit Multatuli je und je da draußen vorkommen.

Die Baſarſtraße, die Hauptdorfgaſſe, war ſchon dunkel. Die Malayen lehnten am Zaun und hatten ihre Kinder auf den Armen, die Chineſen werkelten geräuſchlos im erleuchteten Hintergrund ihrer Kaufläden. Mitten inne lag ein heftig erleuchtetes Bretterhaus, das war der Klub, und beim Eintreten fand ich zwei Drittel der hieſigen Europäer verſammelt. Viere ſtanden um das Billard, drei ältere Herren und eine Dame ſaßen auf Schaukelſtühlen vor den Fenſtern nach der Flußſeite, wandten der Sozieteit den Rücken zu und genoſſen ſchweigend in ruhigen Atemzügen die ſchwach gekühlte Luft der Abendſtunde. Der Reſt der Geſellſchaft ſaß in der Mitte des Raumes um einen großen runden Tiſch und ſpielte Karten. Zu ihnen ſetzte ich mich und wurde mit Munterkeit begrüßt, und nachdem man mit Enttäuſchung vernommen, daß ich nicht Karten

ſpielen könne, lud man mich zu einem Würfelſpiele ein. Es ging um eine Runde Schnaps und jeder ließ ſich ſein Getränke kommen, Whisky, Bitter und Bols, Gin und Scherry, Wermut und Anis in den abenteuerlichſten Miſchungen. Das Würfelſpiel war ſo kompliziert und witzig, wie man es auf Schiffen und Leuchttürmen anzutreffen pflegt, wo die Leute Zeit haben.

Nun ſaßen wir, etwa zehn Männer und zwei Damen, im grellen Licht zweier Glühlampen von halb ſieben bis gegen halb zehn Uhr und würfelten fleißig, immer wieder um eine Runde. Einmal blickte ich empor und im Raume herum und ſah um die Lampen einen mächtig großen Schmetterling flattern, größer als meine flache Hand, mit gelb und grüner Zeichnung auf ſchwarzem Grunde. Ich beſchloß, ihn ſpäter zu fangen und mitzunehmen, um doch etwas von dieſem Abend zu haben, und nun tröſtete und erheiterte es mich, hie und da aus dem Kreis der Raucher und Würfelſpieler heraus einen Blick nach dem herrlichen Falter zu werfen, der in dieſe rauchende und trinkende Sozietät ſo wenig paßte wie dieſe guten Holländer in den Urwald paſſen.

Die letzte Runde verlor ein armer Leutnant, der höchſtens zweihundert Gulden im Monat kriegt. Er wurde mächtig ausgelacht, wie überhaupt alle dieſe langen Stunden hindurch Gelächter und laute Freudigkeit nie aufgehört hatten, und ich erhob mich zum Abſchiednehmen. Wir ſchüttelten einander die Hände

und man bedauerte ſehr, daß ich ſchon weggehe, eben jetzt wo es fidel zu werden anfange.

Der Rieſenſchmetterling war mehrmals gegen das Licht geflogen und hatte ſich verbrannt. Ich ſuchte eine Weile nach ihm und fand ihn, ſcheinbar wenig verletzt, tot auf dem Fußboden liegen. Als ich ihn aufhob, war ſein Leib ſchon halb verſchwunden und wimmelte von jenen winzigen grauen Zwergameiſen, die man hier draußen im Zucker, in den Schuhen und Strümpfen, in der Zigarrentaſche und im Bett findet und über deren wilde Beutegier man geduldig die Achſeln zucken lernt wie über die Grauſamkeit der Chineſen, die Verlogenheit der Japaner, das Stehlen der Malayen und andre große und kleine Übel des Oſtens.

# Nacht auf Deck

Der zweite Abend einer Flußreiſe auf einem kleinen chineſiſchen Raddampfer den Batang Hari hinauf. Ein hübſcher junger Javane, Schneidermeiſter, der den halben Tag fleißig mit ſeiner Singerſchen Nähmaſchine geklappert hatte, war mein Nachbar auf Deck. Er packte ſeine Maſchine ein und ſeine Matratze aus, nahm langſam und gründlich alle Übungen ſeines mohammedaniſchen Abendgebetes vor und legte ſich nieder. Er zog ein arabiſch gedrucktes Erbauungsbüchlein aus dem Gürtel, las darin, ſang halblaut ein paar Seiten daraus vor ſich hin und ſchlief ein. Noch im ſchlaffen Einnicken verwahrte er ſorglich das kleine Büchlein wieder im Gürtel. Hinter ihm, unter der rauchenden Laterne, ſpielten drei Chineſen Karten, daneben lag eine Malayin mit vier Kindern ſchlafend auf der Baſtmatte. Eins von den Kindern lag im ſchwachen, roten Licht, ein ſehr ſchönes, langhaariges Mädchen von neun oder zehn Jahren, ſie trug noch keinen Ohrſchmuck, aber dicke, ſilberne Spangen an den Gelenken der zierlichen Hände und Füße, und an der zweiten Zehe beider Füße je einen goldenen Ring. Sonſt überall Schläfer und Halbſchläfer, in den weichen, wohlig animaliſchen, elaſtiſchen Bewegungen der Naturvölker dem Boden angeſchmiegt, einer auch im Sitzen oder Hocken (auf beiden Fußſohlen) ſchlafend,

dazwiſchen eine Männergruppe leiſe plaudernd. Hinten am Heck rauſchte das große Rad wie in einer Mühle und draußen war dicke, ſchwarze Finſternis, zuweilen durchflogen und noch ſchwärzer gemacht durch einen kurzlebigen Funkenregen aus dem mit Holz geheizten Maſchinenofen.

Eine Stunde blieb ich noch munter, verſuchte beim mageren Lichtſchein in meinen Notizen zu leſen und mich geiſtig von dem Geſtank zu iſolieren, der mich umgab. Der Geruch des Kokos- oder Zitronellaöls, mit dem die Natives kochen und mit dem ſie ſich leider auch den Leib einreiben, iſt von einer trüben, ekelhaften Zähigkeit, und während meines ganzen Aufenthaltes im Oſten war dieſer Geruch der einzige Punkt, in welchem meine Menſchlichkeit ſich von der Menſchlichkeit der Natives ernſtlich, ja widerwillig abwandte.

Ich ließ meine Matratze am Boden ausbreiten, putzte die Zähne mit Sodawaſſer, zog die Taſchenuhr auf, nahm mein tägliches Quantum Chinin ein und verbarg Schlüſſel und Geldbeutel unterm Kopfkiſſen. Dann ſtellte ich, um nicht nachts etwa auf die Naſe getreten zu werden, zwei Stühle überm Kopfende der Matratze auf, kleidete mich gemächlich aus, ſchlüpfte ins Schlafkleid und legte mich nieder. Nun gaben auch die Chineſen ihr Kartenſpiel auf und verhängten die Laterne mit einer Leinenjacke, und wir alle ruhten

beim monotonen Geräuſch der Schiffsmaſchine in einer Dunkelheit, die beinahe ebenſo dicht und zäh und ſchwer war wie der dicke, ſchlimme Kokosölgeruch. Manchmal lärmten unter uns die Matroſen, manchmal ließen ſie mitten in der pechfinſtern Wildnis mit Heftigkeit die heiſere Dampfpfeife ſpielen, und da ich nach zwei Stunden den Schlaf noch nicht gefunden hatte, ſtand ich auf und ging aufs Vorderdeck, wo in vollkommener Finſternis der Steuermann ſtand und mit rätſelhafter Sicherheit in die gleichmäßig ſchwarze, undurchdringliche Nacht hineinſteuerte. Er mußte Nachtaugen haben wie ein Tiger, und es war beinahe unheimlich, ihn am Steuer drehen zu ſehen und zu wiſſen, daß wir in der ſchmalen Fahrtrinne eines Urwaldſtromes mit hundert launiſchen Windungen unterwegs waren, während ich mit aller Anſtrengung vom Ufer keinen Schimmer noch Schatten wahrnehmen konnte. Der Kapitän ſchlief zuſammengekauert nebenan.

Wieder legte ich mich nieder. Es war ſehr heiß und auf meiner Schiffsſeite ging kein Luftzug; immer wieder warf ich die Reiſedecke ab, unter der ich die bloßen Füße geſchützt gehalten hatte, und immer wieder nötigten mich die Biſſe der Moskitos, ſie von neuem zu bedecken. Und endlich, etwa um Mitternacht, ſchlief ich doch noch ein, und meinte lang geſchlafen zu haben, als das oft wiederholte Geheul der Schiffspfeife mich weckte. Es war aber erſt halb zwei

Uhr. Da und dort richteten erſchrockene Schläfer ſich taumelnd auf, die meiſten ſanken alsbald wieder zurück und blieben ruhig, andre ſtanden auf und zogen das Tuch von der Laterne, deren Licht ringsum einen ganzen Knäuel von Schlafenden enthüllte. Die Pfeife ſchrie weiter, die Maſchine ſtoppte, das Schiff drehte ſich; an die Reling tretend, ſah ich plötzlich Land, ein Floß und eine Rohrhütte dicht neben uns, mit einem kleinen Stoß legten wir an. Wir hatten keine Feuerung mehr und mußten Holz einnehmen.

Die „Königstreppe" herab kamen vom hohen Ufer zwei dunkle Männer mit rauchenden Fackeln geſtiegen, ihre Fackeln waren aus dürren Blättern gedreht und mit Baumharz getränkt. Auf dem Floß lagen große Haufen von Holzſcheiten geſtapelt, und nun begann das Holzfaſſen, dem ich zwei Stunden lang zuſchaute und namentlich zuhörte. Beim Fackellicht ſtanden die Matroſen und Holzkulis in zwei Ketten, ein Holzſcheit nach dem andern ging von Hand zu Hand, im ganzen mehrere Tauſend, und Scheit für Scheit wurde vom Ablieferer mit lautem Geſange gezählt. Mit ſeiner weichen, trägen, hübſchen Malayenſtimme ſang er in freien, wunderlich feierlichen Melodien mit unaufhörlichen Variationen immerzu die Zahl der gelieferten Holzſcheite in die ſchwarze Nacht und das Strömen des Fluſſes hinein: ampat — lima! lima — anam! anam — tujoh! So arbeitete er und ſang gleichmäßig

und gleichtönig zwei Stunden lang, und bei jedem neuen Hundert tat er einen melodischen Freudenschrei. Dann sang er weiter, bald schläfrig und klagend, bald hoffnungsvoll und tröstlich, immer dieselbe Grundmelodie mit kleinen, der Stimmung nachgehenden, kapriziösen Beugungen und Variationen. So singen die Arbeiter und Landleute hier alle, wenn sie abends im kleinen Einbaum unterwegs sind und die Nacht anbricht; dann werden sie ängstlich und unendlich trostbedürftig, dann fürchten sie das Krokodil und die Geister der Toten, die nachts überm Fluß unterwegs sind, und dann hört man sie mit Ergebung und mit Inbrunst, mit Schmerzen und mit Hoffnung singen, unbewußt wie der Bambu im Nachtwind singt.

Ich lag wieder still und dämmerte ein, während die Maschine von neuem zu arbeiten begann. Es regnete jetzt und manchmal sprühte ein Dutzend lauer Tropfen zu mir herein; ich wollte mir noch die Decke über die Kniee ziehen, doch war ich schon zu müde, und nun schlief ich ein.

Als ich wieder die Augen auftat, war ein bleicher, kühler Nebelmorgen, mein Nachtkleid war durchnäßt und ich fror, schläfrig griff ich nach der feuchten Reisedecke und zog sie an mich. Als ich dabei den Kopf drehte, sah ich jemand über mir stehen. Ich schaute empor, da stand mit den kleinen, braunen, ringgeschmückten Füßen neben meinem Kopf das hübsche,

langhaarige Malayenkind, hielt die Hände auf dem Rücken und betrachtete mich aufmerksam mit schönen, ruhigen Augen und sachlichem Interesse, als könne sie vielleicht im Schlaf erlauschen, welcherlei Tier eigentlich der weiße Mann sei. Ich hatte dabei genau dasselbe Gefühl, wie wenn man auf einer Bergreise im Heu erwacht und die schönen, neugierigen Augen einer Gais oder eines Kalbes auf sich gerichtet findet. Das Mädchen blickte mir noch eine Weile fest in die Augen; als ich mich aufrichtete, ging sie davon und zur Mutter.

Auf Deck war schon Leben, nur wenige schliefen noch, einer davon zusammengerollt und in sich selbst verkrochen wie ein Hund in kalter Nacht. Die andern rollten ihre Bastmatten zusammen, zogen den Sarong um die Hüften, banden das Kopftuch oder den Turban auf und blickten blöde und nüchtern in den feuchten Morgen.

# Waldnacht

Wir waren kurz vor Sonnenuntergang von einem Ausflug im kleinen Boot zurückgekehrt, müde nach der Schwüle und dem ſtundenlangen Plätſchern auf dem breiten braunen Strom zwiſchen den ewigen Wäldern. Wir waren dem chineſiſchen Dampferchen begegnet, das jede Woche auf dem Batang Hari fährt und heimwärts nach Djambi unterwegs war. Wir hatten ein paar Tauben und einen Nashornvogel geſchoſſen, eine Bambushütte photographiert, die als letzter Reſt einer vorjährigen Reispflanzung in der Öde ſtand und wo ſich ein alter Malaye mit ſeinem Weib ſorglos vom hereinwachſenden Dſchungel belagern läßt, wir hatten ein paar große grüne Schmetterlinge gefangen und uns ſchließlich beeilen müſſen, um vor der Nacht zurückzukommen.

Als wir anlegten und ſteif vom langen engen Sitzen über den kleinen Ländefloß vor unſerer Hütte ſtiegen, ging eben die Sonne dunſtig über dem Walde unter, der Strom blinkte trüb herauf, und die Ufer wurden ſchon finſter, als bräche der Wald von beiden Seiten herein und wolle die ſchmale ſchwache Lichtbahn erdrücken.

Ehe die Nacht und die Krokodile kamen, war es eben noch Zeit, ſich am Ufer ein paar Eimer voll Flußwaſſer über den Kopf zu gießen, ein friſches Hemd an-

zuziehen und ſich auf unſere große Veranda zu begeben, wo der dicke wohlwollende Chineſe ſchon das Abendeſſen bereit hielt. Ich blickte hinauf; es war ſchon dunkel geworden, und unſere Hütte ſtand mit der ſchwach erleuchteten Veranda ſchön und breit zwiſchen dem Urwald und dem ſteilen Flußufer, kaum hob ſich noch das weiche Palmblätterdach vom ſchwarzen Himmel ab. Was Nacht iſt, weiß man nur in den Tropen. Wie iſt ſie ſchön und fremd und feindlich, die tiefe ſatte Dunkelheit, der ſchwere ſchwarze Vorhang, um ſo viel unergründlicher und finſterer, wie der Tropenmittag glühender und prahlender iſt als der nordiſche.

Wir ſetzten uns um den großen unbeweglichen Eichenholztiſch, wir aßen Fiſchchen in Öl und Zwieback, wir tranken von den vielen ſchweren, guten, ungeſunden Getränken Holländiſch-Indiens. Zu ſagen hatten wir uns wenig, wir waren ſeit Tagen und Tagen beiſammen, zu dreien, und wir waren müde und trotz des Bades ſchon wieder heiß und feucht. In der Finſternis ſchrien ringsum die hunderttauſend großflügeligen Inſekten, gläſern und ſchrill oder tief und dunkel ſurrend, lauter als ein Streichorcheſter. Wir halfen dem Chineſen den Tiſch abräumen, nur die Flaſchen blieben ſtehen, das ſchwache Lampenlicht floß matt an der geflochtenen Wand hin und in die offene Nacht hinaus. Die Flinten lehnten am Eingang, das Schmetterlingsnetz daneben. Einer legte ſich in den Liegeſtuhl unter

der Hängelampe und verſuchte in einem Tauchnitzband zu leſen, der andere begann die Flinten abzureiben und ich faltete kleine Düten aus Zeitungspapier für die Schmetterlinge.

Früh, es war kaum halb zehn Uhr, ſagten wir einander Gutnacht und gingen hinein. Ich warf die Kleider ab und ſchlüpfte raſch im Dunkeln unter das hohe Moskitonetz, ſtreckte mich auf der guten weichen Matratze aus und ſank in den weichen müden Zuſtand von Halbſchlummer, in dem ich ſeit langem meine Nächte hinbrachte. Es war nicht nötig, die Augen zu ſchließen, nur mit Mühe und gutem Willen vermochte ich das Viereck des offenen Fenſterloches zu erkennen. Da draußen war es kaum um einen Schatten heller als zwiſchen meinen Bambuswänden und Baſtmatten, aber man ſpürte die wilde Natur draußen gären und kochen in ihrem nie unterbrochenen geilen Treiben und Zeugen, man hörte hundert Tiere und atmete den krautigen Geruch von üppigem Wachstum. Das Leben iſt hier wenig wert, die Natur ſchont nicht und braucht hier nicht zu ſparen. Aber wir Weißen ſind ſchon dahinter her, wir haben unſere Bambushütte und haben ſchon einen kleinen Kampong mit faſt hundert Malayen, die uns helfen müſſen, den ewigen Urwald anzuzapfen, und ſeit kurzem klingt hier, zum erſtenmal ſeit die Welt ſteht, Axtſchlag und Arbeitsgetöſe durch das Dickicht. Vor drei Jahren wurden hier noch in wilden ſchnöden

Streifzügen die Ureinwohner niedergeschossen, die dunkeln scheuen Kubus, die sich nicht so lange halten konnten wie die listig grausamen Atschi im Norden. Die Seelen der Gemordeten schweben nachts überm Fluß, aber sie werden nur von ihren Brüdern gefürchtet, und wir Weißen schreiten ruhig und herrisch durch die Wildnis, erteilen in unserem verdorbenen Malayisch kalte Befehle und sehen die dunkeln uralten Eisenholzbäume ohne Rührung fallen. Man braucht sie zum Werftenbau.

In blassen Halbgedanken dämmerte ich ein, hing müde schwüle Stunden zwischen Traum und Wirklichkeit. Ich war ein Kind und war am Weinen, und eine Mutter wiegte mich mit Gesumse, aber sie sang Malayisch, und wenn ich die bleischweren Augen öffnen und sie ansehen wollte, so war es das tausendjährige Angesicht des Urwaldes, das über mich gebeugt hing und mir zuflüsterte. Ja, hier war ich am Herzen der Natur; hier war die Welt nicht anders als vor hunderttausend Jahren. Man konnte Drahtseile an den Gaurisankar nageln und den Eskimos ihre Fischjagd mit Motorbooten verderben, aber gegen den Urwald würden wir noch eine gute Weile nicht aufkommen. Da fraß die Malaria unsere Leute, der Rost unsere Nägel und Flinten, da verwesten und vergingen Völker, und aus dem Aashaufen trieb eilends und immerzu neues Völkergemisch empor, geil und nicht umzubringen.

Eine mächtige Erſchütterung weckte mich plötzlich; ich ſprang unmittelbar aus dem Schlaf in die Höhe, fiel wieder um, ſtand wieder auf und zog, nun erwacht, den Mückenſchleier auseinander. Ein wildes, weißes, furchtbar grelles Licht ſchlug mir blendend entgegen, und erſt nach Augenblicken erkannte ich, daß es das Licht von vielen, ohne Pauſe aufeinanderfolgenden Blitzen war. Der Donner rauſchte mit Gekeuche hinterher, die Luft war ſeltſam bewegt und voll von Elektrizität, die ich in meinen Fingerſpitzen zucken fühlte.

Benommen taumelte ich zum Fenſterloch, das im Licht der Blitze vor mir ſchwankte und ſeine Ränder verſchob wie die Fenſterreihe eines vorüberraſenden Eiſenbahnzugs. Da ſchaute, auf zwei Schritt Entfernung, der Wald mich an, ein umgerührtes Meer von Formen, von Aſtgeſchlinge, Laubmengen und Faſern, wogend und in Verzweiflung ſich wehrend, von den Blitzen überflogen und jäh bis ins zuckende dunkle Herz hinein verwundet, krachend und empört. Ich ſtand am Fenſter und ſtarrte in das Unweſen, geblendet und betäubt, und fühlte mit überwachen Sinnen das raſende Leben der Erde ſich ergießen und vergeuden, und ſtand dazwiſchen mit meinem europäiſchen Gehirn und Gefühlsweſen, das ſich dem Toben nicht unterordnete, und ſah neugierig zu und dachte an viele Nächte und Tage meines Lebens, an alle die vielen, vielen Stunden, da ich ſo wie hier irgendwo auf Erden geſtanden

war und fremde Dinge und Erſcheinungen betrachtet hatte, geführt und verlockt von dem ſeltſamen Trieb des Zuſchauens. Es kam mir nicht einen Augenblick ſinnlos vor, daß ich im Süden des Sumpfurwaldes von Sumatra ſtehe und einem tropiſchen Nachtgewitter zuſehe, ich empfand auch keinen Augenblick eine Ahnung von Gefahr, ſondern ich fühlte voraus und ſah mich noch hundertmal, an weit von hier entfernten Orten, einſam und neugierig ſtehen und dem Unbegreiflichen mit Verwunderung zuſehen, dem das Unbegreifliche und Vernunftloſe in mir ſelbſt Antwort gab und ſich verbrüderte. Genau mit demſelben Gefühl von Ergriffenheit und unverantwortlicher Zuſchauerſchaft hatte ich als kleiner Knabe Tiere ſterben oder Schmetterlingspuppen aufbrechen ſehen, mit demſelben Gefühl hatte ich in die Augen von Sterbenden und in die Kelche von Blumen geſehen — nicht mit dem Wunſche, dieſe Dinge zu erklären, nur mit dem Bedürfnis, dabei zu ſein und ja keinen der ſeltenen Augenblicke zu verſäumen, in denen die große Stimme zu mir ſprach und in denen ich und mein Leben und Empfinden hinſchwand und wertlos wurde, weil es nur ein dünner Oberton zu dem tiefen Donner oder noch tieferen Schweigen des unbegreiflichen Geſchehens wurde.

Die Stunde war da, die ſeltene, lang erharrte, und ich ſtand und ſah im weißen Licht der tauſend Blitze den Urwald ſein Geheimnis vergeſſen und in tiefer

Todesangſt erſchauern, und was da zu mir ſprach, das war genau dasſelbe, was ich zehn- und hundertmal im Leben gehört hatte, beim Blick in eine Alpenſchlucht, beim Fahren durch einen Meerſturm, beim Sauſen des einbrechenden Föhns auf einer Skihalde, und was ich nicht ausdrücken kann und doch immer wieder zu erleben trachten muß.

Und plötzlich war alles zu Ende, und das war ſonderbarer und ſchauerlicher als der ganze Gewitterlärm. Kein Blitz, kein Donner mehr, nur namenlos dicke Finſternis und das Niederſtürzen eines wilden, gierigen, ſelbſtmörderiſch wütenden Regens. Ringsum nichts mehr als das tiefe, wühlende Rauſchen und der geile Geruch des aufgewühlten Urwaldbodens, und eine ſo tiefe Müdigkeit und Schlafbereitſchaft, daß ich noch im Stehen einſchlief und auf meine Matratze taumelte und nicht wieder erwachte, bis beim gelben Sonnenaufgang der Wald vom hundertſtimmigen Gebrüll der Affen widerhallte.

# Palembang

Palembang iſt eine Pfahlbauſtadt von etwa fünfundſiebzigtauſend Einwohnern im Südoſten von Sumatra, am ſumpfigen Ufer eines großen Fluſſes gelegen, und hat von oberflächlichen Reiſenden den ſehr unzutreffenden Namen des malayiſchen Venedig erhalten, womit nichts geſagt iſt, als daß die Stadt an und auf dem Waſſer liegt und hauptſächlich Waſſerverkehr hat.

Palembang liegt von Mittag bis Mitternacht im Waſſer, von Mitternacht bis Mittag im Sumpf, in einem grauen, zähen Schmutz, der fabelhaft ſtinkt und deſſen Anblick und Geruch mich eine Woche lang und nach der Abreiſe noch bis aufs offene Meer hinaus mit einem leiſen Schleier von Ekel und Fiebergefühl verfolgte. Dazwiſchen und durch dieſen Schleier hindurch erlebte ich die ſchöne, merkwürdige Stadt wie ein aufregendes Abenteuer.

Der Fluß und die hundert ſtillen, kanalartigen Seitenflüßchen, an deren Ufern Palembang liegt, fließen am Morgen alle in entgegengeſetzter Richtung als am Abend, denn die ganze völlig flache Gegend liegt nur etwa zwei Meter über dem Meere, das ſiebzig oder achtzig Kilometer weit entfernt iſt und deſſen Flut jeden Tag den weiten Weg herauf kommt, die Strömung umkehrt, die Sümpfe zu Seen, die Schmutzſtadt

zu einem herrlichen Märchenort und das ganze Gebiet überhaupt bewohnbar macht.

Während dieſer Flutzeit, die mit den Tagen wechſelt und während meines Dortſeins um Mittag begann, ſpiegeln ſich die tauſend Pfahlbauten zart und berückend in dem bräunlichen, ſchwach bewegten Waſſer, auf dem kleinſten Kanal wimmeln hundert ſchlanke, maleriſche Prauwen mit ſtiller Lebendigkeit und verblüffender Geſchicklichkeit durcheinander, nackte Buben und verhüllte Frauen baden am Fuß der ſteilen Holztreppen, die von jedem Haus ins Waſſer führen, und die Laternen der ſchmucken, auf Flößen ſchwimmenden Chineſenkaufläden reißen wundervolle Ausſchnitte eines aſiatiſchen Abend- und Waſſerlebens aus der Dunkelheit.

Zur Zeit der Ebbe aber iſt dieſelbe Stadt zur Hälfte eine ſchwarze Goſſe, die kleinen Hausboote liegen ſchräg im toten Sumpf, braune Menſchen baden harmlos in einem Brei von Waſſer, Schlamm, Marktabfällen und Miſt, das Ganze ſchaut blind und glanzlos in den unbarmherzig heißen Himmel und ſtinkt unſäglich.

Übrigens darf ich den Eingebornen nicht unrecht tun. Sie können nichts dafür, daß ihr Fluß kein Gefälle und darum kein ſauberes Waſſer hat, daß der Abfall der Küchen und der Kot der Abtritte um die Häuſer her ſtehen bleibt und daß die wilde Sonne den Schlamm ſo raſch zur Gärung bringt. So ſehr es dem

Fremden manchmal graut, wenn er hieſige Reinlichkeitsverhältniſſe betrachtet, ſo ſtolz er ſich den Malayen überlegen fühlen mag, wenn er tagelang aufs Bad verzichtet und ſeine Zähne mit Sodawaſſer putzt, ſo bleibt doch die Wahrheit beſtehen, daß der Oſtaſiate viel reinlicher iſt als der Europäer und daß wir unſre ganze moderne europäiſche Reinlichkeit von den Indiern und Malayen gelernt haben. Dieſe moderne Reinlichkeit, die mit der Forderung des täglichen Bades beginnt, ſtammt von England, und ſie kam in England auf unter dem Einfluß der vielen Angloindier und heimgekehrter Tropenleute, und dieſe hatten das Baden, das häufige Mundſpülen und alle dieſe Reinlichkeitskünſte von den Natives in Indien, Ceylon und der malayiſchen Welt gelernt. Ich ſah einfache Weiber aus dem Volk nach jeder Mahlzeit die Zähne mit feinen Holzſtäbchen und den Mund mit friſcher Waſſerſpülung reinigen, was bei uns keine fünf oder zehn Prozent der Bevölkerung tun, und in Württemberg und Baden kenne ich Bauern genug, die allerhöchſtens zwei oder dreimal im Jahre baden, während die Malayen und Chineſen das mindeſtens einmal im Tage, meiſtens öfter, tun. Und ſie tun es ſchon ſehr lange, wenigſtens findet man ſchon in uralten chineſiſchen Büchern gelegentlich ſolche Reinlichkeitsübungen als ſelbſtverſtändlich erwähnt, zum Beiſpiel im „Buch vom quellenden Urgrund“: „Als er zur Herberge kam

und fertig war mit Waſchen, Mundausſpülen, Abtrocknen und Kämmen — —".

In Palembang, in dieſer ſonderbaren Stadt, wird mit Peloton und Rubber, mit Baumwolle und Rottang, mit Fiſchen und Elfenbein, mit Pfeffer, Kaffee, Baumharzen, mit einheimiſchen Geweben und Spitzen gehandelt; eingeführt werden imitierte Sarongſtoffe aus England und der Schweiz, Bier aus München und Bremen, deutſche und engliſche Trikotwaren, ſteriliſierte Milch aus Mecklenburg und Holland, eingemachte Früchte aus Lenzburg und aus Kalifornien. In der holländiſchen Buchhandlung ſind Überſetzungen der übelſten Kolportageromane aller Sprachen zu haben, Multatulis Havelaar aber nicht. Für den Gebrauch der Weißen ſind die abgelegteſten Geſchenkartikel aus europäiſchen Kleinſtadtläden da, die Natives werden durch japaniſche Schundgeſchäfte mit deutſcher und amerikaniſcher Talmiware verſehen. Tauſend Meter davon entfernt holt ſich der Tiger Ziegen und wühlt der Elefant die Stangen der Telegraphenleitung zuſchanden. Über dem ſumpfigen, von herrlichen Waſſervögeln, Reihern und Adlern wimmelnden Lande und unter den Kanälen durch fließt unſichtbar und ſtill, Hunderte von Meilen weit her, immerzu das rohe Petroleum in Eiſenröhren nach den Raffinerien der Stadt. Einen alten chineſiſchen Seidenſchal kaufte ich hier für das Anderthalbfache der

Summe, die der Händler für eine Zwölfdutzendschachtel europäischer Stahlfedern verlangte. Und komischerweise lebt man in den zollfreien englischen Hafenstädten Penang und Singapur oder Colombo fast doppelt so teuer als hier bei den überaus hohen holländischen Zöllen, die den Handel lahmlegen, wie denn überall der holländische Kolonialbetrieb ein wenig den Eindruck einer kurzsichtigen Ausbeutung der Natives macht. Hingegen ist die niederländisch-indische Reistafel zwar nicht immer glänzend, aber sie ist noch im schlimmsten Falle ein Paradies im Vergleich mit dem Essen, das die Engländer in den teuren Prachthotels ihrer Kolonien sich vorsetzen lassen. Schade, die Engländer wären weitaus das erste Volk der Erde, wenn ihnen nicht zwei elementare und für ein Kulturvolk kaum zu entbehrende Talente fehlten: der Sinn für feine Küche und der Sinn für Musik. In diesen beiden Punkten erwarte man in englischen Kolonien das geringste; alles andere ist erster Klasse.

Das Volk hat hier jene furchtsam kriechende Unterwürfigkeit, die der europäische Beamte und Kaufmann schätzt, die unsereinem aber gelegentlich störend auffällt. Indessen ist der geknechtete Malaye äußerst flink im Übernehmen europäischer Bequemlichkeiten, Genüsse und Herrenmanieren. Der Kuli, den du vor einer Stunde in seiner dienstbaren Dürftigkeit tief bedauert hast, begegnet dir stolz im weißen Anzug (der vielleicht

dir gehört und den dein Wäscher ihm vermietet hat) auf dem gemieteten Zweirad, die Stunde für zehn Cents, und tritt herrisch als Habituee in gelben Schuhen und mit brennender Zigarette in den Billardsaal. Nachher geht er in seine Hütte zurück, zieht den Sarong wieder an, macht sichs bequem und putzt auf der hölzernen Treppe am Ufer seine Zähne im Kanalwasser genau an derselben Stelle, an der er eine Minute zuvor seine Notdurft verrichtet hat.

# Waſſermärchen

Mit einer geliebten Frau möchte ich den Weg noch einmal machen, den ich geſtern von Palembang aus in der kleinen, ſchmalen Prauw gefahren bin.

Wir fuhren in dem ſchwankenden Bötchen, das keine Handbreite Tiefgang hat und darum das kleinſte Rinnſal noch befahren kann, eines der ſchmalen, braunen Seitenflüßchen hinauf, gegen Abend noch mit der Flut. Da war zwiſchen den Pfahlhütten das gewohnte unſchuldig bewegte Leben, Netzfiſcherei jeder Art, worin die Malayen wie im Vogelfangen und im Rudern wahre Meiſter ſind, nacktes, ſchreiendes Kindergewimmel, kleine, ſchwimmende Händler mit Sodawaſſer und Syrup, leiſe rufende Verkäufer von Koranen und winzigen mohammedaniſchen Andachtsbüchlein, badende Buben. Streitende ſieht man hier ſelten, Betrunkene nie, und der Reiſende aus dem Weſten ſchämt ſich, daß dies ihm auffällt.

Wir fuhren gemächlich weiter, der Bach ward ſchmal und ſeicht, die Hütten hörten auf, Sumpf und Buſch umgab uns grün und ſchweigend, Bäume ſtanden da und dort am Ufer und im Waſſer ſelbſt. Sie wurden unmerklich zahlreicher, ſtreckten tauſendfältige Wurzelſtelzen nach uns aus, und über uns hing dichter und dichter ein grünes Netz und Gewölbe von Laub

und Geäst. Bald war kein Baum mehr einzeln zu erkennen, jeder hing mit Wurzeln und Luftwurzeln, mit Ästen, Zweigen und Schlingpflanzen in die anderen verstrickt und verwoben, alle von hundert Farren, Lianen und andren Schmarotzerpflanzen gemeinsam umarmt und verbunden.

In dieser stillen Wildnis flog zuweilen farbenblitzend ein Eisvogel auf, die hier in Menge nisten, oder grau huschend eine kleine Schnepfe oder schwarz und weiß wie eine Elster der fette, amselartige Singvogel des Urwaldes, sonst war kein Laut und kein Leben da als das innige Wachsen, Atmen und Ineinanderdrängen des dicken Baumgewölbes. Der Bach, oft kaum noch breiter als unser Boot, beschrieb in jeder Minute einen neuen, launenhaften Bogen, jedes Gefühl für die Maße und Entfernungen ging vollständig unter, wir fuhren betroffen und still durch eine wirre, grüne Ewigkeit dahin, vom Baumgewirre dicht überwölbt, von großblättrigen Wasserpflanzen umdrängt, und jeder saß stumm und staunte, und keiner dachte daran, ob und wann und wie dieser Zauber wieder könnte gebrochen werden. Ich weiß nicht mehr, ob er eine halbe Stunde, oder eine Stunde, oder zwei Stunden gedauert hat.

Er wurde unversehens gebrochen durch ein wildes, vielstimmiges Gebrüll über unseren Köpfen und durch heftiges Wipfelschwanken, und alsbald glotzte eine Fa-

millie von großen, grauen Affen uns an, beleidigt und geſtört durch unſer Eindringen. Wir hielten an und blieben regungslos, und die Tiere begannen wieder zu ſpielen und ſich zu jagen, und eine zweite Familie kam dazu, und wieder eine, bis über uns das Dickicht von großen, langſchwänzigen, grauen Affen wimmelte. Zuweilen ſchauten ſie wieder erboſt und mißtrauiſch herunter, ſchnoben zornig und knurrten wie Kettenhunde, und als wohl über hundert von den Tieren da über uns ſaßen und wieder zu ſchnauben und aus nächſter Nähe die Zähne zu fletſchen anfingen, da gab unſer Palembanger Freund uns lautlos ein warnendes Zeichen mit dem Finger. Wir hielten uns behutſam ſtill und hüteten uns, auch nur an einen Aſt zu ſtreifen, denn in Buſch und Sumpf eine Stunde von Palembang von einem Affenvolk erwürgt zu werden, hätte jedem von uns ein vielleicht nicht ſchändliches, doch aber ein unfeines und unrühmliches Ende geſchienen.

Vorſichtig tauchte unſer Malaye ſein kurzes, leichtes Ruder ein, und ſtill und geduckt fuhren wir ſorgſam zurück, unter den Affen und unter den vielen Bäumen durch, an den Hütten und Häuſern vorüber, und als wir den großen Strom wieder erreicht hatten, war die Sonne ſchon untergegangen und aus der raſch einbrechenden Nacht glänzte die zauberhafte Stadt zu beiden Seiten des gewaltigen Waſſers mit tauſend kleinen, ſchwachen Lichtern her.

# Die Gräber von Palembang

An jedem ſchönen Vormittag verließ ich die Stadt gleich nach dem Frühſtück und blieb zwei, drei Stunden im Freien draußen, um reine Luft zu atmen, Grün zu ſehen und gelegentlich einen Schmetterling zu fangen. Alle dieſe Städte, auch das große Singapur, liegen ganz von Dörfern, Weilern, Höfen und primitivſter Ländlichkeit umgeben und löſen ſich ſtill und ohne Umriß in die fruchtbare grüne Wildnis auf. Eben erſt warſt du noch in einer dröhnenden Straße mit Geſchäftshäuſern, Laſtwagen, ausrufenden Händlern und zigarettenrauchenden Lausbuben, du biſt in einen ſtilleren Seitenweg eingebogen, wo helle freundliche Bungalows vereinzelt weitab von der Straße in Gärten ſtehen, und unverſehens fühlſt du dich, wunderlich erwachend, vollkommen auf dem Lande, wirſt von weidenden Ziegen oder Kühen beſchnobert oder hörſt im wilden Gehölz die Sprünge der Affen rauſchen.

In Palembang führte mein Spazierweg meiſtens am Fiſchmarkt vorbei, vorüber am grauſigen Anblick lebend umherliegender Fiſche jeder Art und in Maſſen aufgehäufter abgehauener Fiſchköpfe, und an den Häuſern und Magazinen der Großhändler hin bis zu einer alten Moſchee, immer parallel mit dem Fluſſe, und von da rechtwinklig landeinwärts, und ſchon hier begann die typiſche Miſchung von Dorfleben und Buſchwildnis.

Schönes kleines Rindvieh weidet überall, kreuzt sorglos die Fahrstraße und ist sehr zutraulich. Auf der Straße geht zu manchen Stunden ein starker Verkehr, Fußgänger und Lastträger, sehr viele Zweiräder, Ponywagen und auch schon Automobile. Zehn Meter davon, im dichten Busch, ist man in vollkommener Urwildnis, von Eichhörnchen und Vögeln in Menge umschwärmt, von Affen beknurrt und gelegentlich durch ungeheure, zum Teile giftige Tausendfüßler und Skorpione erschreckt. Wer sich auskennt, kann hier auch häufig Tigerspuren finden.

Nirgends aber kann man hundert Meter gehen, ohne auf Gräber zu stoßen. Überwachsen und vergessen liegen überall die Malayen- und Arabergräber, den unseren ganz ähnlich, die neueren mit welken Grasbüscheln geschmückt, die von den Mohammedanern am Freitag dort niedergelegt werden. Manchmal ist eine kleine Begräbnisstätte von einer Mauer umgeben, deren Portal mit edlem Bogen und fein profilierten Pfeilern, von hohen Gräsern umwachsen und von riesigen Bäumen überhangen, schattig und vereinsamt in seiner romantischen Verwahrlosung steht, so schön und nobel wie nur irgendein feiner stiller Ruinenwinkel in Italien.

Dazwischen kommt immer wieder, riesig und mit großen goldenen Buchstaben an den Pfeilern leuchtend, ein Chinesengrab, eine ummauerte Halbkreisterrasse am Abhang von fünf, zehn, zwanzig Metern

Durchmeſſer, je nach Bedeutung und Reichtum des Beerdigten, in der ſchön emporgeſchweiften Mauer blau und golden die Inſchriften, das Ganze koſtbar, feierlich und ſchön wie alles Chineſenwerk, ein wenig kühl und leer vielleicht, und überall rechts und links darum her und in den Lüften darüber aufgeſchoſſen dicke Buſch- und Baumwirre.

Manche von den mohammedaniſchen Grabanlagen werden früheren Sultanen zugeſchrieben, dort ſind einige der Mauerportale ſo ſchön und in ſich abgewogen wie die allerbeſte Renaiſſance. Man iſt erſtaunt, das auf Sumatra zu finden, aber man erſtaunt noch mehr, wenn man hört, daß eine verſchwommene alte Palembanger Sage behauptet, hier liege Alexander der Große begraben. Bis hierher ſei er gekommen und hier ſei er geſtorben. Mir fiel dabei das Geſpräch ein, das ein Freund von mir in Italien am Traſimener See mit einem Fiſcher hatte. Der Fiſcher erzählte Ungeheuerliches von der blutigen Schlacht, die hier vor langen Zeiten der große General Hannibal geſchlagen habe, und als mein Freund weiter fragte, gegen wen denn Hannibal damals gefochten habe, wurde der Mann unſicher, meinte dann aber ziemlich beſtimmt, es werde wohl Garibaldi geweſen ſein.

Bei den Gräbern vor Palembang habe ich ſchöne wunderliche Stunden hingebracht, allein in dem krauſen grünen Buſch, von den großen Schillerfaltern umflogen,

auf die vielen Rufe der Waldtiere und die wilden, phantaſtiſchen Geſänge großer Inſekten horchend. Ich ſaß ausruhend und von der Hitze erſchöpft auf den niederen Mauern der Chineſengräber, die ſo groß und feſt und reich gebaut ſind und doch vom wilden Leben und Wachstum dieſes Bodens alle bald überholt, bezwungen und zugedeckt werden. Ich wurde von ſchwarzen und weißen Ziegen und von kleinen, ſanften, rotbraunen Kühen beſucht und betrachtet, oder von Raſt haltenden Affen ſtill beäugt, oder von umherſchwärmenden Malayenkindern mit Scheu und Neugierde umringt. Ich kannte nur wenige von den Bäumen und Tieren, die ich um mich ſah, mit Namen, ich konnte die chineſiſchen Inſchriften nicht leſen und konnte mit den Kindern nur zehn Worte reden, aber ich habe mich nirgendwo in der Fremde ſo unfremd und ſo von der Selbſtverſtändlichkeit und vom klaren Fluß alles Lebens umſchloſſen gefühlt wie hier.

# Maras

Wer eine Zeitlang in Palembang war und auf der Rückſeite des Hotel Nieukerk nach dem ſchwärzlichen Kanälchen hinaus gewohnt hat, vom Geſtank und von den Moskitos verfolgt und ohne die Möglichkeit in reinem Waſſer zu baden, der verfällt ſchließlich einem brennenden Verlangen nach Abreiſe, einerlei wohin, und beginnt die Stunden bis zum nächſten Schiffstermin zu zählen. Seit einem Monat ohne Poſt, fiebernd von Schlafloſigkeit, ermüdet vom Leben der ſonderbaren Stadt, von der Hitze und dem Mangel an Bädern erſchlafft, hatte ich mir einen Platz auf dem chineſiſchen Dampfer „Maras" beſtellt, der am Freitag früh ankommen und im Laufe des Sonnabends wieder nach Singapur abgehen ſollte, und nun lag ich hoffend unterm Moskitonetz und wartete den Freitag Morgen ab. Zu leſen hatte ich längſt nichts mehr, meine große Kiſte ſtand in Singapur, die Nachrichten von Hauſe blieben Woche um Woche aus, ich konnte nichts tun, als mich täglich in der Stadt herumtreiben, bis ich ermüdet war, und dann viele Stunden liegen und warten, im Notizbuch blättern und malayiſche Vokabeln lernen. Aber nun war ein Schiff in Ausſicht, noch einen Tag oder zwei, dann würde ich abfahren können, und bald würde, wie tröſtliche Erfahrungen uns lehren, alles Widerwärtige dieſer Tage in der Erinnerung ein-

ſchrumpfen und vergehen und nur das viele Schöne, Bunte, freudig Erlebte bleiben.

Allein der Freitag Morgen und auch der Nachmittag verging, ohne daß der „Maras" kam, auch während der Nacht zum Sonnabend lauſchte ich vergeblich alle die vielen Stunden lang auf das Pfeifen eines einlaufenden Schiffes, und der ganze Sonnabend verging ebenſo, und erſt am Sonntagmorgen kam die Nachricht, es ſei nun da und wenn es nicht zu viel regne, werde man vielleicht morgen abfahren.

Am Sonntag war ich von früh bis abends auf dem Fluſſe unterwegs. Ich hatte mich einer Krokodiljagd angeſchloſſen und ſaß mit einem ſchweren alten holländiſchen Militärgewehr auf den Knien, die Augen von der Hitze und dem Sonnenreflex des Stromes brennend, im kleinen Boot auf der Lauer. Aber an ſolchen Tagen hat man kein Glück; wir kamen nie zum Schuß und mußten bei dem viel zu hohen Waſſerſtande froh ſein, daß wir wenigſtens einige Krokodile zu ſehen bekommen hatten.

Einerlei, morgen ging mein Schiff, und dann konnten mir alle Krokodile von Sumatra —. Bei der Rückkehr nach der Stadt erfuhr ich, der „Maras" würde vielleicht morgen früh abfahren, vielleicht auch nachmittags oder abends, und ich packte meine Koffer mit ſuggeſtiver Gründlichkeit und Liebe. Der „Maras", der am Morgen nicht gefahren war, fuhr auch am Nachmittag nicht,

aber es wurde mir mitgeteilt, ich könnte abends an Bord gehen und müsse spätestens um zehn Uhr da sein, wenn ich mitreisen wolle.

An mir sollte es nicht fehlen, ich fuhr um neun Uhr durch die dicke Nacht (wir haben ja in Europa gar keine Ahnung von richtiger Nachtfinsternis!) nach dem Schiff, suchte und fand in der laternenlosen Dunkelheit tastend über fremde Boote und schlafende Ruderkulis hinweg für mich und mein Gepäck einen Weg zur unbeleuchteten Falltreppe und turnte hoffnungsvoll empor. Das Schiff war stark geladen, die Innenräume alle voll Peloton und Baumwolle, aber es lagen noch zwanzig und mehr Lastboote voll Rottang beim Schiff, und so wurde weiter geladen, hundert Kulis schwärmten auf dem überfüllten dunkeln Deck, wo ich über Kisten und Balken klettern mußte, und wenn sie einer von den wenigen Laternen nahe kamen, glänzten ihre nackten, gelben, schweißbedeckten Körper warm aus dem finsteren Getümmel.

Es war ein holländischer Kapitän da und ich bekam eine Kabine, aber sie war so heiß wie ein Dampfbad und als ich die Stiefel auszog, merkte ich alsbald die Ursache: der Fußboden war von den benachbarten Heizräumen her so heiß, daß mir die Sohlen schmerzten. Die Luke war ein wenig größer als das Zifferblatt einer Taschenuhr. Dagegen war ein elektrischer Ventilator und elektrisches Licht da, die aber seit Jahren

nicht mehr funktionierten, und der Raum wurde durch eine kleine rußende Erdölampel erleuchtet.

Von einer Stunde zur andern wurde die Abfahrt erwartet und verheißen, ich blieb bis nach ein Uhr steif vor Müdigkeit auf einem Stuhl am Oberdeck sitzen und schaute betäubt aus geschwollenen Augen in das Schiff, ging dann in die Kabine und legte mich nieder, hörte den Schweiß in schweren Tropfen von meiner herabhängenden Hand zu Boden fallen, stand wieder auf und rauchte eine Zigarre draußen im Regen zwischen den Kulis, irrte im dunkeln Schiff umher, fiel über Schlafende, warf einen Käfig mit lebenden Affen um, stieß mich an Kistenecken und fand mich bei Tagesanbruch zerstört und erschöpft an Oberdeck wieder.

Früh um sechs Uhr hatte ich noch niemals in meinem Leben Bordeaux getrunken und starke indische Zigarren geraucht. Heute tat ich es, und nun kann ich schon wieder fast ohne Schmerzen und Anstrengung die Augen offen halten.

Jetzt, wo ich diese Notizen aufschreibe, fährt das Schiff. Es fährt seit einer Stunde, seit Mittag, und ich täte gern irgend etwas anderes als schreiben, wenn das nicht eben das einzige wäre, was mir übrig bleibt. Die Kabine ist unmöglich, mehr als ein Stuhl steht mir an Deck nicht zur Verfügung, und höre ich mit Schreiben auf, so kommt der Kapitän und will mich in eine Unterhaltung ziehen. Er ist ein sympathischer Mann

und hat ſeine Frau mit an Bord. Sie wohnen am Oberdeck in der Kapitänskabine. Er hat eine ungeheure Briefmarkenſammlung und einen räudigen chineſiſchen Hund, der leider untreu iſt und ſich zu mir hält, und die Frau hat fünf junge Katzen und zehn oder elf Singvögel in Käfigen. Außerdem haben wir vier lebendige Affen (dieſelben, die ich in der Nacht umgeworfen habe) an Bord, von denen der Kleinſte ganz zahm iſt und ſich von mir anfaſſen und ſtreicheln läßt. Leider ſtinken ſie teufliſch.

Wir fahren langſam flußabwärts und werden abends die See erreichen und vielleicht in etwa 32 Stunden in Singapur ſein.

Nachtrag am Abend .... Ich nehme alles zurück. Als ich zu ſchreiben aufhörte, ward ich von niemand beläſtigt, vielmehr zu einem recht guten Mittageſſen aufgefordert. Nachher machte mir die Kapitänsfrau vorn am Oberdeck ein Feldbett zurecht, wo ich zwei Stunden ruhen konnte. Da ſah alles gleich wieder beſſer aus. Der chineſiſche Hund iſt, glaube ich, nicht räudig; er hat nur, wie ja faſt alle Hunde in den Tropen, den Haarſchwund, wird von hinten her kahl, was ſchade iſt, denn er muß früher, den Reſten nach zu ſchätzen, ein ganz hübſcher rotblonder Kerl geweſen ſein. Die Kabinenluke iſt beinahe ſo groß wie das Zifferblatt einer beſcheidenen Wanduhr; die Taſchenuhr war eine Übertreibung.

Ich habe mich tüchtig eingeseift und mit Flußwasser begossen, das erste frische Bad seit zehn Tagen! Nun kann ich wieder ohne Mühe aus den Augen sehen. Es ist abends fünf Uhr und schon dämmerig, wir sind in der weiten Flußmündung angekommen, vor uns liegt hellgelb das seichte Meer, der Pilot arbeitet am Steuer und kann uns nun bald verlassen. Gegenüber steht mit langen hohen Bergketten schön und ganz tiefblau die Insel Banca.

Nachtrag nachts zehn Uhr .... Der Hund ist doch räudig, die Berührung mit ihm hat mich zwei von meinen kostbaren Sublimatpastillen gekostet. Außer ihm, den Katzen, Vögeln und Affen sind noch zwei Gürteltiere, ein Stachelschwein und ein junger schöner Jaguar an Bord, alle lebend. Sie sind in Käfige gesperrt, aber sie haben weit mehr Luft als ich in meiner Kabine. Das Abendessen war sehr gesellig, die Kapitänin besitzt ein großes, heftig wirkendes Grammophon, das wurde mir zur Ehre losgelassen, Dollarprinzessin und Caruso. Alle Europäer in den Tropen haben Grammophone, und so bin ich denn schon vor der Rückkehr nach Singapur wieder von der operettenhaften Atmosphäre umgeben, die mir seit dem Betreten des Lloydschiffes in Genua als das Charakteristikum des Europäerlebens im Osten erscheint.

# Spaziergang in Kandy

Das berühmte Kandy liegt in einem bedrückend engen Tal an einem unglücklichen, künstlichen See und hat außer seinem alten Tempel und seinem freilich wunderbar schönen Baumwuchs keine Verdienste, wohl aber alle Laster und Mängel eines von allzu reichen Engländern systematisch verdorbenen Fremdenstädtchens. Dafür aber führen von Kandy weg nach allen Seiten die schönsten Spazierwege der Welt in eine wundervolle Landschaft hinaus. Leider sah ich dies alles trotz einem längeren Aufenthalt nur halb, die Regenzeit hatte sich verspätet, und Kandy lag beständig in einem tiefen Regengrau und Nebelbrei, wie ein Schwarzwaldtal im Spätherbst.

Im leise strömenden Regen schlenderte ich eines Nachmittags durch die ländliche Malabar Street und hatte mein Vergnügen am Anblick der halbnackten singhalesischen Jugend. Ein atavistisches Behagen und Heimatgefühl, das ich zu meiner Enttäuschung der typisch-tropischen Landschaft gegenüber nie empfunden habe, empfand ich doch jedesmal beim Anblick unbekümmert primitiven Naturmenschentums; das gedeiht und vegetiert hier in Indien noch weit schöner und ernsthafter als etwa in Italien, wo wir sonst die „Unschuld des Südens" suchen. Namentlich fehlt hier im Osten völlig die wahnsinnige Wichtigtuerei und Freude

am brutalen Lärm, mit der in den mittelländischen Küstenstädten jeder Zeitungsjunge und Streichholzhausierer sich als schallenden Mittelpunkt der Welt kundgibt. Die Indier, Malayen und Chinesen füllen die unzähligen Straßen ihrer volkreichen Städte mit einem intensiven, bunten, starken Leben, das dennoch mit fast ameisenhafter Geräuschlosigkeit vor sich geht und damit unsere südeuropäischen Städte alle beschämt. Speziell die Singhalesen, so wenig sie sonst imponieren, gehen allesamt durch ihr einfaches, leichtes, wenig differenziertes Leben mit einer liebenswürdigen Sanftmut und einem stillen, rehartigen Anstand, die man im Westen nicht findet.

Vor jeder Hütte hing, schwebend zwischen Hauswand und Straßenbord, ein ganz kleines, naives Gärtchen, und in jedem blühten ein paar Rosen und ein Bäumchen mit Temple flowers, und vor jeder Schwelle trieben sich ein paar hübsche, schwarzbraune, langhaarige oder auch drollig rasierte Kinder herum, die Kleineren völlig nackt, aber auf der Brust mit Amuletten, an Fuß- und Handgelenken mit Silberspangen geschmückt. Sie sind, was mir als Kontrast zu den Malayen auffiel, ohne jede Scheu vor Fremden, kokettieren sogar sehr gerne und lernen den bettelnden Ruf nach Money als erste englische Vokabel, oft noch, ehe sie Singhalesisch können. Die Mädchen und ganz jungen Frauen sind oft wunderschön, und schöne Augen haben sie alle ohne Ausnahme.

Ein ſteil ins dicke wirre Grün verſchwindender Seitenweg zog mich an, ich ſtieg hinab durch eine betäubend pflanzenreiche Schlucht, die wie ein Treibhaus gärend duftete. Dazwiſchen lagen auf zahlloſen, winzigen Terraſſen ſchlammige Reisfelder, in deren Moraſt die nackten Arbeiter und die grauen Waſſerbüffel pflügend wühlten.

Plötzlich, nach einem letzten Abſturz des Pfades, ſtand ich überm Ufer des Mahawelli. Der ſchöne, vom Regen geſchwollene Bergfluß ſtrömte in raſchem Fall am dunkeln Urgeſtein der engen Felſenufer hin, kleine wilde Steininſeln und Klippen ſtanden ſchwarz und blank, wie aus glatter Bronze im bräunlichen Waſſerſchaum.

An einer breiten Felſenbank legte eben eine floßartige Fähre an, ein alter, blinder Mann ward ans Land geführt und taſtete mit geduldigem Geſicht und mit welken gelben Händen, von denen ihm das Regenwaſſer in die Kleider rann, empor nach dem ſteilen Uferſteig. Raſch betrat ich das kleine Floß und fuhr hinüber, durch die rötliche, felſige Uferlandſchaft, und ſtieg jenſeits über die Felsſtufen einen Weg durch neue Buſchfinſternis hinan, wieder an Hütten und Reisterraſſen vorüber. Die Leute haben ſoeben geerntet und pflügen nun den Sumpf ungeſäumt wieder um, um ſofort wieder auszuſäen, denn in dieſem guten Klima und auf dieſem Urbrei von Boden wächſt jahr-

aus, jahrein Ernte nach Ernte. Das enge Tal mit roter Erde und überquellend dichtem Wachstum strömte im rauschenden Regen einen Geruch von heißer Fruchtbarkeit aus, als koche überall der weiche Erdschlamm in geheimnisvoller Urzeugung.

Zwei Meilen weiter oben sollte ein buddhistischer Felsentempel stehen, der älteste und heiligste von Ceylon, und bald sah ich das Klösterchen und den kleinen Hausgarten der Priester über mir am steilen Bergabhang kleben. Nun kam der Tempel, davor der ausgehöhlte Felsenboden voll Regenwasser stehend, eine schäbige Vorhalle mit nackten Mauerbögen aus neuerer Zeit, alles verlassen, dunkel und grämlich. Ein Junge lief und holte mir einen Priester herbei, die erste Tür des Heiligtums ward erschlossen, zwei winzige Stümpfe von Wachskerzen in der Hand des Priesters flimmerten ängstlich und konnten die schwarzen, stillen Räume nicht erhellen, es schwamm nur der greise, schlichte Kopf des Priesters in einem dünnen, roten Lichtschimmer, der da und dort an den Wänden ein Stück uralter Malerei auferweckte. Ich wollte die Wände besehen, und wir leuchteten nun mit den beiden schwachen, rußenden Lichtlein Zoll für Zoll die Wand entlang und bis zum Boden hinab, als wäre die mächtige Freskenwand eine Briefmarkensammlung. In alten primitiven Konturen, schwach gelb und rot gefärbt, kamen unzählige schöne, liebliche, auch lustige Dar-

ſtellungen aus der Buddhalegende zum Vorſchein: Buddha, das Vaterhaus verlaſſend, Buddha unter dem Bo-Baume, Buddha mit den Jüngern Ananda und Kaundinya. Unwillkürlich fiel mir Aſſiſi ein, wo in der großen, leerſtehenden Oberkirche von San Francesco Giottos Franzlegenden die Wände bedecken. Es war genau derſelbe Geiſt, nur war hier alles klein und zierlich, und in der Zeichnung der Bildchen war wohl Kultur und Leben, aber keine Perſönlichkeit.

Aber nun ſchloß der alte Mann die innerſte Tür auf. Hier war es völlig finſter, im Hintergrunde ſchloß ſich die Felſenhöhle. Dort war etwas Ungeheuerliches zu ahnen, und da wir mit den Kerzen näher kamen, entſtand aus Glanzlichtern und Schatten ſchwankend eine rieſige Form, größer als der Kreis unſerer ſchlechten Lichter, und allmählich erkannte ich mit einem Schauder das liegende Haupt eines koloſſalen Buddha. Weiß und rieſig glänzte das Geſicht des Bildes her, und unſer bißchen Licht ließ nur die Schultern und Arme noch erfühlen, das andere verlor ſich in der Dunkelheit, und ich mußte viel hin und her gehen und den Prieſter bemühen und mit den zwei Kerzen Verſuche machen, ehe ich dämmernd die ganze Figur zu ſehen bekam. Der liegende Buddha, den ich erblickte, iſt zweiundvierzig Fuß lang, er füllt die Höhlenwand mit ſeinem Rieſenleib, auf ſeiner linken Schulter ruht

der Fels, und wenn er aufstünde, fiele der Berg über uns zusammen.

Und auch hier fiel mir ungesucht ein ähnliches Erlebnis ein. Vor Jahren trat ich einst in eine kleine gotische Kapelle in einem elsässischen Dorf, das Tageslicht fiel schwach und farbig schräg durch gemalte und verstaubte Scheiben, und aufblickend sah ich mit heftigem Erschrecken über mir im halben Lichte einen riesengroßen, geschnitzten Christus schweben, am Kreuz, mit roten grimmigen Wunden und mit blutiger Stirn.

Wir sind weit gekommen, und es ist schön, daß wir, ein kleiner, winziger Teil der Menschheit, diese beiden nicht unbedingt mehr brauchen, den blutigen Kruzifixus nicht und nicht den glatten lächelnden Buddha. Wir wollen sie und andere Götter auch weiter überwinden und entbehren lernen. Aber schön wäre es, wenn einst unsere Kinder, die ohne Götter aufgewachsen sind, wieder den Mut und die Freudigkeit und den Schwung der Seele fänden, so klare, große, eindeutige Denkmäler und Symbole ihres Innern zu errichten.

# Tagebuchblatt aus Kandy

Es iſt Abend; ich liege im Hotelzimmer. Seit einigen Tagen lebe ich von Rotwein und Opium, und mein Darm muß eine raſende Lebenskraft oder einen verzweifelten Todesmut beſitzen, daß er trotz allem noch nicht Ruhe gibt. Zum Stehen und Gehen reicht heute abend der Mut und die Kraft nimmer recht, auch haben wir Regenzeit, und draußen liegt eine verregnete, tiefſchwarze Nacht, obwohl es kaum erſt Abend wurde. Ich muß irgendwie von der augenblicklichen Gegenwart abſtrahieren; ſo will ich denn zu notieren verſuchen, was ich vor zwei Stunden geſehen habe.

Es war etwa ſechs Uhr und ſchon faſt Nacht; der Regen floß; ich war vom Bett aufgeſtanden und ausgegangen, ſchwach vom Liegen und Faſten und betäubt von den Opiaten, mit denen ich gegen die Dyſenterie ankämpfe. Ohne viel Überlegung bog ich in der Finſternis in den Tempelweg ein und ſtand nach einer Weile überm dunklen Waſſer am Eingang des alten Heiligtums, in welchem der ſchöne, lichte Buddhismus zu einer wahren Rarität von Götzendienſt gediehen iſt, neben der auch der ſpaniſchſte Katholizismus noch geiſtig erſcheint. Eine traumhaft dumpfe Muſik ſcholl mir entgegen; hier und da knieten dunkle Beter tiefgebückt und murmelnd; ein ſüßer heftiger Blumenduft überfiel

mich betäubend; durchs Tempeltor ſah ich in düſternächtliche Räume, in denen viele einzelne dünne Kerzen irrlichthaft und verwirrend brannten.

Ein Führer hatte ſich meiner ſofort bemächtigt und ſchob mich vorwärts; zwei Jünglinge in weißen Kleidern mit guten, ſanftäugigen Singhaleſengeſichtern eilten herbei, jeder mit zwei brennenden Kerzchen in der Hand, um mich führen zu helfen. Vorausſchreitend beleuchteten ſie eifrig, im Gehen tiefgebückt, jede kleinſte Stufe und jeden Pfeilervorſprung, an den ich ſtoßen konnte; und benommenen Sinnes ſtieg ich in das Abenteuer hinein wie in eine arabiſche Märchen- und Schatzhöhle.

Eine Meſſingſchale ward mir vorgehalten und eine Eintrittsgabe für den Tempel gefordert, ich legte eine Rupie hinein und ging weiter, die Kerzenträger vor mir her. Weiße ſüßduftende Tempelblumen wurden mir geboten, ich nahm einige zu mir, gab dem Darbietenden Geld und legte die Blüten in verſchiedenen Niſchen und vor verſchiedenen Bildern als Opfer nieder. Dem Führer folgend, während vor meinen Augen die Finſternis mit hundert kleinen goldenen Kerzenpunkten flammend tanzte, kam ich an kleinen ſteinernen Löwen und vielen Lotosblumenbildern, an geſchnitzten und bemalten Säulen und Pfeilern vorbei und eine dunkle Treppe empor und ſtand vor einem großen gläſernen Schrein, der war an den Scheiben und Stäben voll von Schmutz und innen voll von Buddhabildern,

von goldenen und meſſingenen, ſilbernen und elfenbeinernen, granitenen und hölzernen, alabaſternen und edelſteingezierten, von Bildern aus dem nördlichen und ſüdlichen Indien, aus Siam und aus Ceylon. In einem üppig ornamentierten Silberſchrein aber ſaß ſtill und fein und unendlich apart ein ſchöner alter Buddha, der war aus einem einzigen rieſigen Kriſtall geſchnitten, und das Kerzenlicht, das ich dahinterhielt, ſchien farbig durch ſeinen gläſernen Leib; und von allen dieſen vielen Bildern des Vollendeten war dies kriſtallene das einzige, das ich nicht vergeſſe und das den ſchlackenloſen Erlöſten wahrhaft ausdrückt.

Hier und überall waren Prieſter, Tempeldiener und Handlanger in Menge da; Hände ſtreckten ſich mir entgegen, und feierliche meſſingene und ſilberne Schalen wurden mir allenthalben vorgehalten. Ich gab, um es kurz zu ſagen, mehr als dreißig Trinkgelder. Doch tat ich dies, wie auch alle Fragen an die Prieſter, nur in einem unzulänglichen Traumzuſtand und Halbbewußtſein. Ich hatte keinerlei Achtung vor den miſerablen Prieſtern, ich verachtete die Bilder und Schreine, das lächerliche Gold und Elfenbein, das Sandelholz und Silber, aber ich fühlte tief und mitleidend mit den guten, ſanften indiſchen Völkern, die hier in Jahrhunderten eine herrlich reine Lehre zur Fratze gemacht und dafür einen Rieſenbau von hilfloſer Gläubigkeit, von töricht herzlichen Gebeten und Opfern, von rüh-

rend irrender Menſchentorheit und Kindlichkeit errichtet haben. Den ſchwachen, blinden Reſt der Buddhalehre, den ſie in ihrer Einfalt verſtehen konnten, den haben ſie verehrt und gepflegt, geheiligt und geſchmückt, dem haben ſie Opfer gebracht und koſtbare Bilder errichtet — was tun dagegen wir klugen und geiſtigen Leute aus dem Weſten, die wir dem Quell von Buddhas und von jeder Erkenntnis viel näher ſind? —

Weiter ward ich an Altären und Säulen vorübergeſchleppt. Da und dort glänzten Gold und Rubinen auf, mattes altes Silber in Menge, und neben dem phantaſtiſchen Reichtum dieſer Tempelſchätze war die Schäbigkeit der Diener und Prieſter, die Armut der Holzverſchläge und Glaskäſtchen, die bettelhafte Dürftigkeit der Beleuchtung ganz wunderlich anzuſehen. Prieſter zeigten die alten heiligen Bücher des Tempels vor, die in Silber reich gebunden ſind und deren heilige Texte in Sanskrit und Pali ſie vermutlich ſelber nicht mehr leſen können; und was ſie ſelber gegen ein Trinkgeld auf Palmblätter ſchrieben, war kein ſchöner Spruch oder Name, ſondern das Datum des Tages und der Ortsname; eine nüchterne, ſchäbige Quittung.

Schließlich ward mir der Altarſchrein und das Behältnis gezeigt, worin der heilige Zahn Buddhas verwahrt wird. Wir haben das alles in Europa auch; ich gab meinen Obolus hin und ging weiter. Der Buddhismus von Ceylon iſt hübſch, um ihn zu photo-

graphieren und Feuilletons darüber zu ſchreiben; darüber hinaus iſt er nichts als eine von den vielen rührenden, qualvoll grotesken Formen, in denen hilfloſes Menſchenleid ſeine Not und ſeinen Mangel an Geiſt und Stärke ausdrückt.

Und nun zerrten ſie mich unverſehens in die Nacht hinaus; in der wolligen Dunkelheit ſtrömte immerzu der heftige Regen, unter mir ſpiegelten die Kerzen der Jünglinge ſich im heiligen Schildkrötenteich. Ach, es fehlt hier nicht an Heiligkeit und heiligen Dingen; aber jenem Buddha, der nicht aus Stein und Kriſtall und Alabaſter war, dem war alles heilig, dem war alles Gott!

Man zog und ſchob mich, der ich in der Dunkelheit mich blind fühlte und willenlos mitlief, in Eile über einige Treppenſtufen und über naſſes Gras hinweg ins Freie, wo plötzlich als rotes Viereck in der Nacht die erleuchtete Türöffnung eines zweiten, kleineren Tempels vor uns ſtand. Ich trat ein, opferte Blumen, ward zu einer inneren Tür gedrängt und ſah plötzlich erſchreckend nahe vor mir einen großen liegenden Buddha in der Wand, achtzehn Fuß lang, aus Granit und grell mit Rot und Gelb bemalt. Wunderlich, wie noch aus der glatten Leere all dieſer Figuren ihre herrliche Idee hervorſtrahlt, die faltenlos heitere Glätte im Angeſicht des Vollendeten.

Nun waren wir fertig; ich ſtand wieder im Regen

und ſollte noch den Führer, die Kerzenträger und den Prieſter des kleineren Tempels bezahlen, aber ich hatte all mein Geld weggegeben und ſah nun, auf die Uhr blickend, mit Befremdung, daß dieſe ganze nächtliche Tempelreiſe nur zwanzig Minuten gedauert hatte. Raſch lief ich zum Hotel zurück, hinter mir im Regen die kleine Schar meiner Gläubiger vom Tempel. Ich erhob Geld an der Hotelkaſſe und teilte es aus; es verneigte ſich vor ſeiner Macht der Prieſter, der Führer, der erſte und der zweite Kerzenjüngling; und fröſtelnd ſtieg ich die vielen Treppen zu meinem Zimmer hinauf.

# Pedrotallagalla

Um in der Stille einen ſchönen und würdigen Abſchied von Indien zu feiern ſtieg ich an einem der letzten Tage vor der Abreiſe allein in einer kühlen Regenmorgenfriſche auf den höchſten Berggipfel von Ceylon, den Pedrotallagalla. In engliſchen Fuß ausgedrückt, klingt ſeine Höhe ſehr reſpektabel, in Wirklichkeit ſind es wenig über zweieinhalbtauſend Meter und die Beſteigung iſt ein Spaziergang.

Das kühle grüne Hochtal von Nurelia lag ſilbrig in einem leichten Morgenregen, typiſch engliſch-indiſch mit ſeinen Wellblechdächern und ſeinen verſchwenderiſch großen Tennis- und Golfgründen, die Singhaleſen lauſten ſich vor ihren Hütten oder ſaßen fröſtelnd in wollene Kopftücher gewickelt, die ſchwarzwaldähnliche Landſchaft lag leblos und verhüllt. Außer wenigen Vögeln ſah ich lange Zeit kein Leben als in einer Gartenhecke ein feiſtes, giftig grünes Chamäleon, deſſen boshafte Bewegungen beim Inſektenfang ich lange beobachtete.

Der Pfad begann in einer kleinen Schlucht emporzuſteigen, die paar Dächer verſchwanden, ein ſtarker Bach brauſte unter mir hin. Eng und ſteil ſtieg der Weg eine gute Stunde lang gleichmäßig bergauf, durch dürres Buſchdickicht und läſtige Mückenſchwärme, nur ſelten ward an Wegbiegungen die Ausſicht frei und zeigte immer dasſelbe hübſche, etwas langweilige Tal

mit dem See und den Hoteldächern. Der Regen hörte allmählich auf, der kühle Wind schlief ein, und hin und wieder kam für Minuten die Sonne heraus.

Ich hatte den Vorberg erstiegen, der Weg führte eben weiter über elastisches Moor und mehrere schöne Bergbäche. Hier stehen die Alpenrosen üppiger als daheim, in dreimal mannshohen starken Bäumen, und ein silbriges, pelzig weiß blühendes Kraut erinnerte sehr an Edelweiß; ich fand viele von unsern heimatlichen Waldblumen, aber alle seltsam vergrößert und gesteigert und alle von alpinem Charakter. Die Bäume aber kümmern sich hier um keine Baumgrenze und wachsen kräftig und laubreich bis in die letzten Höhen hinauf.

Ich näherte mich der letzten Bergstufe, der Weg begann rasch wieder zu steigen, bald war ich wieder von Wald umgeben, von einem sonderbar toten, verzauberten Wald, wo schlangenhaft gewundene Stämme und Äste mich blind mit langen, dicken, weißlichen Moosbärten anstarrten; ein nasser, bitterer Laub- und Nebelgeruch hing dazwischen.

Das war alles ganz schön, aber es war nicht eigentlich das, was ich mir heimlich ausgedacht hatte, und ich fürchtete schon, es möchte zu manchen indischen Enttäuschungen heute noch eine neue kommen. Indessen nahm der Wald ein Ende, ich trat warm und etwas atemlos auf ein graues ossianisches Heideland

hinaus und sah den kahlen Gipfel mit einer kleinen Steinpyramide nahe vor mir. Ein harter, kalter Wind drang auf mich ein, ich nahm den Mantel um und stieg langsam die letzten hundert Schritte hinan.

Was ich da oben sah, war vielleicht nichts typisch Indisches, aber es war der größte und reinste Eindruck, den ich von ganz Ceylon mitnahm. Soeben hatte der Wind das ganze weite Tal von Nurelia klargefegt, ich sah tiefblau und riesig das ganze Hochgebirge von Ceylon in mächtigen Wällen aufgebaut, inmitten die schöne Pyramide des uralt-heiligen Adams-Pik. Daneben in unendlicher Ferne und Tiefe lag blau und glatt das Meer, dazwischen tausend Berge, weite Täler, schmale Schluchten, Ströme und Wasserfälle, mit unzählbaren Falten die ganze gebirgige Insel, auf der die alten Sagen das Paradies gefunden haben. Tief unter mir zogen und donnerten mächtige Wolkenzüge über einzelne Täler hin, hinter mir rauchte quirlender Wolkennebel aus schwarzblauen Tiefen, über alles weg blies rauh der kalte sausende Bergwind. Und Nähe und Weite stand in der feuchten Luft verklärt und tief gesättigt in föhnigem Farbenschmelz, als wäre dieses Land wirklich das Paradies, und als stiege eben jetzt von seinem blauen, umwölkten Berge groß und stark der erste Mensch in die Täler nieder.

Diese große Urlandschaft sprach stärker zu mir als alles, was ich sonst von Indien gesehen habe. Die

Palmen und die Paradiesvögel, die Reisfelder und die Tempel der reichen Küstenstädte, die von Fruchtbarkeit dampfenden Täler der tropischen Niederungen, das alles, und selbst der Urwald, war schön und zauberhaft, aber es war mir immer fremd und merkwürdig, niemals ganz nah und ganz zu eigen. Erst hier oben in der kalten Luft und dem Wolkengebräu der rauhen Höhe wurde mir völlig klar, wie ganz unser Wesen und unsre nördliche Kultur in rauheren und ärmeren Ländern wurzeln. Wir kommen voll Sehnsucht nach dem Süden und Osten, von dunkler, dankbarer Heimatsahnung getrieben, und wir finden hier das Paradies, die Fülle und reiche Üppigkeit aller natürlichen Gaben, wir finden die schlichten, einfachen, kindlichen Menschen des Paradieses. Aber wir selbst sind anders, wir sind hier fremd und ohne Bürgerrecht, wir haben längst das Paradies verloren, und das neue, das wir haben und bauen wollen, ist nicht am Äquator und an den warmen Meeren des Ostens zu finden, das liegt in uns und in unsrer eignen nordländischen Zukunft.

# Rückreiſe

Wieder fahre ich Tage und Nächte, Tage und Wochen auf dem blauſchwarzen Meer dahin, wohne in einem winzigen Kabinenloch und ſtehe zur Abendzeit ſtundenlang an die Reling gelehnt, ſehe die kahle, ſchwarze Fläche im Abendlicht hell werden, ſehe über dem grünen Späthimmel die wunderlich verſchobenen Sternbilder flammen und den gleißend blanken Halbmond wagerecht wie ein Boot in der Schwärze ſchwimmen. Die Engländer liegen in Deckſtühlen und leſen alte engliſche Magazine und Reviews, die Deutſchen würfeln im Rauchzimmer mit Lederbechern, ich tue oft mit, und von Zeit zu Zeit entſteht Stille und Spannung an Deck, wenn die wunderbar gewachſene, braunſchwarze, tigerhafte Frau aus Honolulu vorübergeht, bei jedem Schritt federnd und von Lebenskraft und animaliſchem Selbſtgefühl gewiegt. Niemand iſt in ſie verliebt, niemand fühlt ſich ihr gewachſen; man ſieht ihr nach wie einem ſchönen, doch übermächtigen Naturereignis, einem Gewitter oder Erdbeben. Verliebt aber ſind viele von uns in das zarte, überſchlanke, zwei Meter hohe Fräulein aus England, das ein Knabengeſicht hat und lächeln kann wie ein Engel. Sie hat in China Verwandte beſucht, ſie fuhr über Wladiwoſtok hin und fährt nun über Suez zurück, ſie trägt tagsüber feine,

diskrete, praktiſche Reiſekleider und abends große Toiletten, und ſie verbringt offenbar ihre ganze lächelnde Jugendzeit mit nichts anderem als damit, ihre eigene Lieblichkeit durch alle Meere und Länder der Erde ſpazieren zu führen.

Meine Wünſche und Gedanken ſind ſchon alle in der Heimat, die trotzdem in ihrer unendlichen Ferne noch halb unwirklich bleibt, während eine Menge von Eindrücken der letzten Monate mich in junger ſinnlicher Friſche umgibt. Wenn ich über ſie nachdenke, ſo ſtellt ſich heraus, daß nur ganz wenige richtig „exotiſche" dabei ſind; die meiſten ſind von rein menſchlicher Art und wurden mir nicht durch das fremde Koſtüm, ſondern durch ihre Verwandtſchaft mit meinem eigenen und jedem Menſchenweſen wichtig und lieb.

Zu den exotiſchen Bildern, die mich beſtändig noch in voller Friſche bedrängen, gehört der Palmenſtrand von Penang mit dem weißen Sandſtreifen und den gelben Fiſcherhütten, die leuchtend blauen Chineſenſtraßen der Städte in den Straits und den Malay States, das hügelige Inſelgewimmel des Archipels bei Riouw, die Affenzüge im Urwald, die Krokodilflüſſe von Sumatra. Der letzte ſolche Eindruck war oben in Nuwara Elia. Da war alles faſt heimatlich einfach, rauh und grau, keine Tempel, keine Palmen. Aber als ich den erſten Ausgang machte, ſprach plötzlich eine

ſchöne, weiße Blume zu mir, die rührte bis zu jenem Schatz von früheſten und ſtärkſten Eindrücken hinab, die wir als Kinder aufnehmen und denen es ſpäter kein Meer und Gebirge der Welt mehr gleich tun kann. Ich fühlte, nach einem wochenlangen Leben in neuen, fremden, oberflächlicheren Eindrücken, mich von dieſer Blume im Innerſten berührt und erinnert, und als ich ſuchte, fand ich bald, daß es dieſelbe weiße großkelchige Kalla war, die zu meinen Knabenzeiten im Zimmer meiner Mutter blühte. Und im Weiterſchreiten fand ich dieſe ſelbe weiße große Blume, die als Liebling und ſtolze Rarität in meinem Vaterhaus im Schwarzwald gepflegt worden war, zu Hunderten und zu Tauſenden ſtehen und blühen wie bei uns die Butterblumen im April. Es war ſchön und üppig zu ſehen, aber es gefiel mir und freute mich doch nur halb, hier auf Ceylon als mißachtetes Unkraut wachſen zu ſehen, was einſt meiner Mutter Stolz und liebe Sorge geweſen war.

Von der langen Seereiſe war das Schönſte und Eindringlichſte vielleicht die Inſel Sokotra, von Norden geſehen, mit den bleichen, toten Sandhängen und dem wilden, jäh zerklüftet ſtarrenden Kalkgebirge, dann das Südende von Calabrien mit den tauſendjährig vereinſamten Steinſtädten in den rauhen Felsbergen. Nicht zu vergeſſen das Sinaigebirge, mit den edlen Umriſſen gläſern im weichen roſigen Lichte ſtehend, und den

Suezkanal, den ich auf der Rückfahrt im vollen Farbenleuchten ägyptischer Lüfte sah.

Weit stärker noch als alle diese schönen Bilder steht mir der Anblick vieler kleiner menschlicher Dinge im Gedächtnis. Der magere, stille chinesische Diener, der auf dünner Bastmatte am Fußboden vor der Türschwelle seines Herrn schläft. Er wird, einer Kleinigkeit wegen, mitten in der Nacht vom Herrn wach gebrüllt. Müde wendet er den Kopf, einen Augenblick zittern seine Lider, dann blickt er mit den klugen, geduldigen braunen Augen auf und erhebt sich, wach und resigniert, mit dem ergebenen leisen Ruf: „Tuan!"

Oder der malayische Anführer der Waldarbeiter am Batang Hari, ein Verwandter der früheren Rajahs, aus adliger Familie, mager, mit einem schönen traurigen Gesicht. Ich sah ihn eines Abends lautlos unsre Veranda betreten, seine Laterne löschen und sich beim Hausherrn melden, mit einem Anstand und Adel der Gebärde, wie wir es kaum bei einem feinen adligen Offizier daheim sehen können.

Dann die schwärzlichen Kinderscharen der Urwalddörfer, die der Ankunft unseres Bootes mit starrender Neugierde und Spannung zusahen und beim ersten Schritt, den wir an Land taten, entsetzt und lautlos von dannen flohen und wie Tierchen im Wald verschwanden.

Und wie schön war es, in Chinesenstädten am Abend

junge Freundespaare ſpazieren gehen zu ſehen. Feine ſchlanke Jünglinge mit ſchönen braunen Augen und lichten, heiteren, geiſtigen Geſichtern, ganz weiß oder ganz ſchwarz gekleidet, mit unendlich nobeln, ſchmalen, vergeiſtigten Händen. Zart und fröhlich ging einer mit dem andern, ſeine linke Hand loſe in die rechte Hand des Freundes oder den Arm auf deſſen Schulter gelegt.

Und überall im Archipel die gutmütigen, hübſchen Malayen, von den Holländern ſtreng gehalten, höflich und ergeben, und auf Ceylon die ſanften, zarten Singhaleſen. Man ſchilt ſie und ſie machen betrübte Kindergeſichter, man befiehlt ihnen und ſie beginnen die Arbeit mit geheucheltem heftigem Eifer, man wirft ihnen ein Scherzwort zu und ſie lachen breit und ſelig übers ganze Geſicht. Sie haben alle dieſelben ſchönen, flehenden Augen, und ſie haben alle einen Reſt von wilder Unſchuld und Rechenſchaftsloſigkeit im leicht bewegten Gemüt. Sie vergeſſen wichtige Dinge über einer Mahlzeit, und ſie verlieren ſich im Spiel ſo maßlos, daß ſie manchmal Ernſt daraus machen und einander totſchlagen, wozu ſie im wirklichen Ernſt und um wichtige Dinge viel zu feige ſind. In Nurelia ſah ich einen Arbeiter, der vom Bauplatz weggejagt und vom Aufſeher vertrieben und immer wieder geſchlagen wurde. Er hatte irgendeine Gaunerei begangen, und er war bereit, eine Strafe zu tragen, aber er wollte durchaus nicht fortgehen, er wollte dableiben, nur da-

bleiben bei ſeiner Arbeit und bei ſeinem Brot, bei ſeiner Ehre und bei der Gemeinſchaft mit den andern. Der junge, kräftige Mann ließ ſich ohne Widerſtand ſtoßen und mit einem Strickende hauen, langſam wich er der Gewalt, er heulte dazu laut und unbeherrſcht wie ein verwundetes Tier, und über ſein dunkles Geſicht liefen dicke Tränen.

Schön und nachdenklich war es auch, alle dieſe Menſchen bei ihren religiöſen Übungen zu ſehen, Hindu, Mohammedaner und Buddhiſten. Sie haben alle, vom reichen ſtädtiſchen Häuſerbeſitzer bis zum geringſten Kuli und Paria herab, Religion. Ihre Religion iſt minderwertig, verdorben, veräußerlicht, verroht, aber ſie iſt mächtig und allgegenwärtig wie Sonne und Luft, ſie iſt Lebensſtrom und magiſche Atmoſphäre und ſie iſt das einzige, um was wir dieſe armen und unterworfenen Völker ernſtlich beneiden dürfen. Was wir Nordeuropäer in unſerer intellektualiſtiſchen und individualiſtiſchen Kultur nur ſelten, etwa beim Anhören einer Bachmuſik, empfinden dürfen, das ſelbſtvergeſſene Gefühl der Zugehörigkeit zu einer ideellen Gemeinſchaft und des Kräfteſchöpfens aus unverſieglich magiſcher Quelle, das hat der Mohammedaner, der am fernſten Winkel der Welt abends ſeine Verbeugungen und Gebete verrichtet, und hat der Buddhiſt in der kühlen Vorhalle ſeines Tempels jeden Tag. Und wenn wir das, in einer höheren

Form, nicht wieder gewinnen, dann werden wir Europäer bald kein Recht auf den Osten mehr haben. Die Engländer, die in ihrem Nationalitätsgefühl und in ihrer strengen Pflege der eigenen Rasse eine Art von Ersatzreligion besitzen, sind denn auch die einzigen Westländer, die es da draußen zu einer wirklichen Macht und Kulturbedeutung gebracht haben.

Mein Schiff fährt und fährt. Vorgestern brannte noch die unbändige Sonne Asiens auf unser Deck, wir saßen luftig in weißen dünnen Kleidern und tranken eisgekühlte Sachen; jetzt sind wir schon nahe am europäischen Winter, der uns mit Kühle und Regenschauern schon bald nach Port Said empfing. Dann werden die heißen Küsten der östlichen Inseln und die glühenden Mittage von Singapur in der Erinnerung noch an Glanz gewinnen; aber dies alles wird mir nie so lieb und wertvoll werden wie das starke Gefühl von der Einheit und nahen Verwandtschaft alles Menschenwesens, das ich unter Indiern, Malayen, Chinesen und Japanern gewonnen habe.

# Reiſende Aſiaten

Eines fiel mir, ſeit ich die erſte indiſche Hafenſtadt ſah und ſolange ich im Oſten unterwegs war, täglich ſtärker auf: Wie viel die Aſiaten reiſen! Im Weſten, in Europa und Amerika, hält man das Reiſen und den „modernen Verkehr" für eine Art weſtlicher Spezialität. Dabei gilt dem Durchſchnittsbürger in ganz Europa eine Eiſenbahnfahrt von mehr als ſechs oder acht Stunden ſchon für eine bemerkenswerte Reiſe, und ein Handlungskommis oder Portier, der etwa in Paris, in Genf oder Nizza oder gar in Neapel war, ſteht im Ruf eines weltläufigen Mannes, der weit herumgekommen iſt. Das iſt in Aſien anders. In Indien, Hinterindien, dem Archipel und einem großen Teil von China reiſt das Volk unendlich viel mehr als bei uns, für einfache Leute der niederen Klaſſen gelten Reiſen von zwei, drei, ſechs, zehn Tagen für gar nichts Beſonderes. Unſereiner, wenn er zwiſchen Colombo und Batavia unterwegs iſt, kommt ſich ſchon unternehmend vor und iſt erſtaunt, zu ſehen, daß eine Seereiſe von drei Wochen, eine Eiſenbahnreiſe von Tagen für Aſiaten gar nichts bedeutet.

Der Kuli, der dir in Singapur den Koffer an Land trägt, ſtammt aus Hankau. Der kleine Händler, dem du in Penang oder Kuala Lumpur eine Badehoſe oder Leibbinde abkaufſt, iſt in Peking zu Hauſe. Der ma-

layiſche Kaufmann, der dir auf Sumatra Hoſenträger und Stiefel verkauft, iſt Hadſchi und hat die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht, was eine Hin- und Rückreiſe von je etwa zwanzig Tagen bedeutet, das Dreifache einer Fahrt von Europa nach Amerika und zurück.

Wenn bei uns ein Bauer ſeine Kartoffeln oder Äpfel in der nächſten größeren Stadt perſönlich verkauft und dahin drei Stunden mit der Bahn zu fahren hat, ſo iſt das für ihn eine große Sache. Arme, halbwilde Natives auf einer malayiſchen Inſel fahren mit ihrer Ladung Rottang oder ihrem bißchen Baumwolle vier, ſechs, zehn Tage ihren Urwaldfluß hinab bis zur nächſten Hafenſtadt und brauchen doppelt ſo lange zurück. Von Nordindien gehen einzelne indiſche Händler alle paar Jahre auf wilden, anſtrengenden und gefährlichen Zügen durch Tibet nach China oder bis zum Baikalſee, ja bis Moskau. In Pelaiang bei Djambi (Südſumatra) hatten wir einen chineſiſchen Koch, der ſeine Familie bei Schanghai leben hat und ſie öfters beſucht! Die chineſiſchen Großhändler in den Straits, auf Java uſw. haben faſt alle auch noch daheim in China Beſitzungen, oft auch Frauen und Kinder, und reiſen häufig zwiſchen beiden Orten hin und her, über Entfernungen wie zwiſchen Neapel und Moskau. Es gibt auch indiſche und arabiſche Händler, welche Filialen von Colombo oder Bombay an bis nach Peking

hin haben und für die eine Seereiſe von drei Wochen nur eine kleine, oft wiederholte Geſchäftsfahrt iſt.

Dazu alle die vielen Pilgerfahrten! Leute aus Siam und Birma pilgern nach Ceylon, Gläubige aus Java und Sumatra nach Mekka, Fromme aus dem unterſten Südindien hinauf nach Benares. Dagegen iſt die Pilgerfahrt eines armen Bäuerleins vom Bodenſee nach Lourdes eine Bagatelle.

Die letzten aſiatiſchen Reiſenden dieſer Art, die ich ſah, waren zwei Mohammedaner aus Java. Sie beſtiegen unſer Schiff in Singapur und fuhren als Beauftragte einer mohammedaniſchen Gemeinſchaft bis Suez, von wo aus ſie Tripolis erreichen, zuverläſſige Berichte vom Krieg einſammeln und über die beſte Art, die kriegführenden Glaubensgenoſſen moraliſch und finanziell zu unterſtützen, nach Hauſe berichten ſollten.

# Gedichte

## Gegenüber von Afrika

Heimathaben iſt gut,
Süß der Schlummer unter eigenem Dach,
Kinder, Garten und Hund. Aber ach,
Kaum haſt du vom letzten Wandern geruht,
Geht dir die Ferne mit neuer Verlockung nach.
Beſſer iſt Heimweh leiden
Und unter den hohen Sternen allein
Mit ſeiner Sehnſucht ſein.
Haben und raſten kann nur der,
Deſſen Herz gelaſſen ſchlägt,
Während der Wandrer Mühſal und Reiſebeſchwer
In immer getäuſchter Hoffnung trägt.
Leichter wahrlich iſt alle Wanderqual,
Leichter als Friede finden im Heimattal,
Wo in heimiſcher Freuden und Sorgen Kreis
Nur der Weiſe ſein Glück zu bauen weiß.
Mir iſt beſſer, zu ſuchen und nie zu finden,
Statt mich eng und warm an das Nahe zu binden,
Denn auch im Glücke kann ich auf Erden
Doch nur ein Gaſt und niemals ein Bürger werden.

# Abend auf dem Roten Meer

Von brennenden Wüſten her
Zittert ein giftiger Wind,
Dunkel wartet das wenig bewegte Meer,
Hundert haſtige Möwen ſind
Durch die offene Hölle unſre Begleiter.
Blitze reißen kraftlos am Himmelsrand,
Keines Regens Wohltat kennt dieſes verfluchte Land.
Drüben aber ſteht licht und heiter
Eine friedliche Wolke allein;
Die hat uns Gott dahin geſtellt,
Daß wir nicht länger troſtlos ſein
Und einſam leiden mögen in dieſer Welt.

Niemals will ich die Öde unermeſſen
Und nie dieſe quälende Hölle vergeſſen,
Die ich am heißeſten Ort der Erde fand;
Daß aber darüber die lächelnde Wolke ſtand,
Soll mir ein Zeichen ſein für die laſtende Schwüle,
Die ich in meines Lebens Mittag mir nahen fühle.

# Ankunft in Ceylon

Hohe Palmen am Strand,
Leuchtende See und nackte Rudrer im Boot,
Uralt heiliges Land,
Ewig vom Feuer junger Sonne umloht!
Blaues Gebirg verliert ſich in Dunſt und Traum,
Gipfel blenden, man ſieht ſie vor Sonne kaum.

Grell empfängt mich der Strand:
Seltſame Bäume ſtarren ſtreng in die Luft,
Häuſer taumeln farbig im Sonnenbrand,
Menſchengetöſe aus ſchillernden Gaſſen ruft.

Dankbar flüchtet mein Blick ins Gedräng —
Nach unendlicher Seefahrt welch ſüßer Tauſch!
Und mein Herz wird vor Freude eng,
Schlägt wie vor Liebe im ſeligen Reiſerauſch.

# Nachts in der Kabine

Das Meer klopft an die Wand,
Im kleinen runden Fenſter blaut die Nacht
Und atmet heiß mit Wüſtenhauch herein.
Ich bin zum zehntenmal erwacht
Und liege ſtill in atemloſem Brand
Und ſchlafe nimmer ein.
Und wie ein wildes Herz
Stößt die Maſchine heiß und ſtöhnend fort
Und müht ſich unerlöſt in blindem Schmerz
Durch immer neue Fernen ſinnlos fort.

O weſſen Herz nicht klar und feſt
Und froh iſt wie Kriſtall,
Für den iſt ſolcher Raum kein Neſt,
Dem folgt die Sehnſucht und der Heimat Sorgenſchwall,
Folgt ungeſtillte Liebe überall
Und macht ihn arm;
Und alles ſieht ihn wild und teufliſch an,
Weil er den Feind im eignen Buſen trägt
Und nie entrinnen kann.

# Fluß im Urwald

Seit tauſend Jahren fließt er durch den Wald
Und ſieht der nackten braunen Menſchen Hütten
Aus Holz und Rohrgeflecht erſtehen und vergehn.
Sein braunes Waſſer wälzt im lauen Schwall
Laub und Geäſt und dunkeln Urwaldſchlamm
Und gärt in brennend ſteilem Sonnenbrand.
Nachts kommt der Tiger und der Elefant
Und badet lärmend ſeine ſchwülen Kräfte
Und brüllt in dumpfer Wolluſt durch den Wald.
Am Ufer rauſcht im trüben Schlamm und Rohr
Das ſchwere Krokodil, heut wie vor tauſend
Und hunderttauſend Jahren; ſcheu und ſchlank
Bricht durch den Schilf der wilde Jaguar.

Hier leb' ich ſtille Tage hin im Wald
In röhrener Hütte und im leichten Einbaum
Und ſelten rührt ein Klang der Menſchenwelt
Verſchlafene Erinnerungen wach.
Am Abend aber, wenn die raſche Nacht
Sich feindlich naht, ſteh' ich am Fluß und lauſche
Und höre da und dort und nah und fern
Verirrten Laut,
Geſang von Menſchenſtimmen in der Nacht.
Das ſind die Fiſcher und die Jäger, die
Im leichten Boot der Abend überraſcht

Und denen kindlich tiefe Furcht das Herz erſchlafft,
Furcht vor der Nacht und vor dem Krokodil
Und vor den Geiſtern der Verſtorbenen,
Die nachts ſich regen überm ſchwarzen Strom.
Fremd iſt das Lied und mir kein Wort vertraut,
Und klingt mir doch nicht anders, als daheim
Am Rhein und Neckar mir ein Abendlied
Der Fiſcher oder Mägde klingt: ich atme Furcht
Und atme Sehnſucht, und der wilde Wald
Und fremde dunkle Strom iſt mir wie Heimat,
Weil hier wie überall, wo Menſchen ſind,
Sich zage Seelen ihren Göttern nähern,
Den Schreck der Nacht beſchwörend durch ein Lied.

Heimkehrend in der Hütte kargen Schutz
Leg' ich mich nieder, ringsum Wald und Nacht
Und gläſern ſchrillender Zikadenſang,
Bis mich der Schlaf entführt und bis der Mond
Die bange Welt mit kühlem Schimmer tröſtet.

# Kein Troſt

Zur Urwelt führt kein Weg zurück.
Es gibt kein Sternenheer,
Kein Wald und Strom und Meer
Der Seele Troſt und Glück.

Es iſt nicht Baum noch Fluß noch Tier
Dem Herzen zu erreichen;
Troſt wird im Herzen dir
Allein bei deinesgleichen.

## Nachtfeſt der Chineſen in Singapur

Bei den wehenden Lichtern
Oben auf dem bekränzten Balkon
Kauern ſie ruhevoll in der feſtlichen Nacht,
Singen Lieder von lang verſtorbenen Dichtern,
Horchen beglückt auf der Laute ſchwirrenden Ton,
Der die Augen der Mädchen größer und ſchöner macht.

Durch die ſternloſe Nacht klirrt die Muſik
Gläſern wie Flügelſchlag großer Libellen,
Braune Augen lachen in lautloſem Glück —
Keiner, der nicht ein Lächeln im Auge hat!
Drunten wartet ſchlaflos mit tauſend hellen
Lichteraugen am Meere die glänzende Stadt.

## Im malayiſchen Archipel

In allen Nächten ſteht die Heimat nah,
Als wäre ſie noch mein,
Vor meinen traumbeglückten Augen da.
Doch muß ich lange noch auf Reiſen ſein
Und in entlegener Inſeln Sonnenglut
Mein Herz zur Ruhe bringen
Und wie ein widerſpenſtig Kind
Einwiegen und zur Ruhe ſingen.
Und immer wieder iſt es ungemut,
Iſt nicht zur Ruh' zu bringen,
Iſt wild und ſchwach wie Kinder ſind.

# Bei Nacht

Nachts, wenn das Meer mich wiegt
Und bleicher Sternenglanz
Auf ſeinen weiten Wellen liegt,
Dann löſe ich mich ganz
Von allem Tun und aller Liebe los
Und ſtehe ſtill und atme bloß
Allein, allein vom Meer gewiegt,
Das ſtill und kalt mit tauſend Lichtern liegt.

Dann muß ich meiner Freunde denken
Und meinen Blick in ihre Blicke ſenken,
Und frage jeden ſtill allein:
„Biſt du noch mein?
Iſt dir mein Leid ein Leid? Mein Tod ein Tod?
Fühlſt du von meiner Liebe, meiner Not
Nur einen Hauch, nur einen Widerhall?"

Und ruhig blickt und ſchweigt das Meer
Und lächelt: Nein.
Und nirgendwo kommt Gruß und Antwort her.

# Pelaiang

Die Nacht iſt ganz von Blitzen hell
Und zuckt in weißem Licht
Und flackert wild, verſtört und grell
Über den Wald, den Strom und mein bleiches Geſicht.
Am kühlen Bambusſtamm gelehnt
Steh' ich und ſchaue unverwandt
Über das regengepeitſchte, blaſſe Land,
Das ſich nach Ruhe ſehnt,
Und aus der fernen Jugend her
Blitzt mir aus regentrüber
Verdüſterung ein Freudenſchrei herüber,
Daß doch nicht alles leer,
Daß doch nicht alles ſchal und dunkel ſei,
Daß noch Gewitter ſprühen
Und an der Tage ödem Zug vorbei
Geheimniſſe und wilde Wunder glühen.
Tief atmend lauſche ich dem Donner nach
Und ſpüre feucht den Sturm in meinem Haar
Und bin für Augenblicke tigerwach
Und froh, wie ichs in Knabenzeiten
Und ſeit den Knabenzeiten nimmer war.

## Vor Colombo

In grünem Licht verglimmt der heiße Tag,
Still geht und feſt das Schiff im Wellenſchlag.
So ſtill und gleich durch dieſe Welt zu gehn,
So unbeirrt in Kampf und Nacht zu ſehn,
War meiner Reiſe Ziel, doch lernt' ichs nicht.
Und wartend wend' ich heimwärts mein Geſicht,
Zu neuer Tage Wechſelſpiel bereit,
Neugierig auf des Lebens Grauſamkeit.

Für mich iſt Stille nicht und Sternenbahn,
Ich bin die Welle, bin der ſchwanke Kahn,
Von jedem Sturm im Innerſten erregt,
Von jedem Hauch verwundet und bewegt.
So fand ich bis zum fernſten Wendekreiſe
Mich ſelber nur und kehre von der Reiſe
Mit aller alten Wanderſehnſucht her,
Nach Luſt und Schmerz des Lebens voll Begehr,
Zu neuem Spiel und neuem Kampf geſonnen,
Aus allem Abenteuer ungeheilt entronnen.
Ich bin der Erde, nicht der Sterne Kind,
Unruhig iſt mein Sinn, bewegt vom Wind,
Vom Meer geſchaukelt und vom Sturm geweckt,
Vom Licht getröſtet, von der Nacht erſchreckt.
Und ob ich hundertmal im Lebensdrang
Um Weisheit flehte und nach Frieden rang,
Stets ruht mein Los gebannt an irdiſche Zeichen,
Und immer werd' ich meiner Mutter gleichen.

Robert Aghion

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, das wie eine jede Zeit vielerlei Geſichter zeigen kann und mit der Vorſtellung von galanten Romanen und heiterſchnörkelhaften Porzellanfiguren keineswegs erſchöpft iſt, wuchs in Großbritannien eine neue Art von Chriſtentum und chriſtlicher Betätigung heran, die ſich aus einer winzigen Wurzel ziemlich raſch zu einem großen exotiſchen Baume auswuchs und welche einem jeden heute unter dem Namen der evangeliſchen Heidenmiſſion bekannt iſt. Es gibt auch eine katholiſche, die jedoch nichts Neues und Seltſames vorſtellt, da von allem Anfang an die römiſche Kirche ſich als ein Weltreich eingeführt und gebärdet hat, zu deſſen Rechten, Pflichten und ſelbſtverſtändlichen Arbeiten das Unterwerfen oder Bekehren aller Völker gehört, das ja denn auch zu allen Zeiten ſtark betrieben worden iſt, bald auf die heilig-liebreiche Art der iriſchen Mönche, bald in der raſcheren und unerbittlicheren Weiſe Karls des Großen. Im ſchärfſten Gegenſatz hierzu aber hatten ſich die verſchiedenen proteſtantiſchen Gemeinſchaften und Kirchen entwickelt, die ſich von der katholiſchen Univerſalkirche eben dadurch am ſtärkſten unterſchieden, daß ſie Landeskirchen waren und jede von ihnen dem geiſtlichen Bedürfnis einer beſtimmten Nation, Raſſe und Sprache diente: Hus

den Böhmen, Luther den Deutſchen, Wiclif den Engländern.

Wenn nun dieſe von England ausgehende proteſtantiſche Miſſionsbewegung alſo eigentlich dem Weſen der proteſtantiſchen Kirchen widerſprach und auf das apoſtoliſche Urchriſtentum zurückgriff, ſo war allerdings äußerlich nicht wenig Grund und Anlaß dazu vorhanden. Seit dem glorreichen Zeitalter der Entdeckungen hatte man allerwärts auf Erden entdeckt und erobert, und es war das wiſſenſchaftliche Intereſſe an der Form entfernter Inſeln und Gebirge ebenſo wie das ſeefahrende und abenteuernde Heldentum überall einem modernen Geiſte gewichen, der ſich in den entdeckten exotiſchen Gegenden nicht mehr für aufregende Taten und Erlebniſſe, für ſeltſame Tiere und romantiſche Palmenwälder intereſſierte, ſondern für Pfeffer und Zucker, für Seide und Felle, für Reis und Sago, kurz für die Dinge, mit denen der Welthandel Geld verdient. Darüber war man häufig etwas einſeitig und hitzig geworden und hatte manche Regeln vergeſſen und verletzt, die im chriſtlichen Europa Geltung hatten. Man hatte eine Menge von erſchrockenen Eingeborenen da draußen wie Raubzeug verfolgt und niedergeknallt, und der gebildete chriſtliche Europäer hatte ſich in Amerika, Afrika und Indien benommen wie der in den Hühnerſtall eingebrochene Marder. Es war, auch wenn man die Sache ohne be-

ſondere Empfindſamkeit betrachtet, recht ſcheußlich hergegangen und recht grob und ſäuiſch geräubert worden, und zu den Regungen der Scham und Entrüſtung im Heimatvolke, deren Folge ſchließlich das geordnete und anſtändige Koloniſieren war, gehörte auch unſere Miſſionsbewegung, fußend auf dem durchaus richtigen und ſchönen Wunſche, es möchte den armen hilfloſen Heiden- und Naturvölkern von Europa her doch auch etwas anderes, Beſſeres und Höheres mitgebracht werden als nur Schießpulver und Branntwein.

Mag man nun über Weſen, Wert, Bedeutung und Erfolg dieſer Heidenmiſſionen denken wie man will, jedenfalls ſteht feſt, daß ſie gleich jeder anderen wahrhaft religiöſen Bewegung aus reinem Herzen und Willen entſprangen, daß edle und nicht unbedeutende Männer in treuer Überzeugung und Abſicht ſie begründet haben und daß bis zum heutigen Tage viele ebenſolche Männer ſich in ihren Dienſt ſtellten. Wenn ſie nicht alle Helden und Weiſe waren, ſo gab es doch ſolche unter ihnen, und wenn einzelne ſich vielleicht nicht eben rühmlich bewährten, ſo wäre es unbillig, dies dem Ganzen als Schuld anzurechnen.

Jedoch genug der Einleitungen! Es kam in der zweiten Hälfte des vorvorigen Jahrhunderts in England nicht allzu ſelten vor, daß wohlmeinende und wohlwollende Privatleute ſich dieſes Miſſionsgedankens tätig annahmen und Mittel zu ſeiner Ausführung her-

gaben. Geordnete Gesellschaften und Betriebe dieses Behufes aber, wie sie heute blühen, gab es zu jener Zeit noch nicht, sondern es versuchte eben ein jeder nach eigenem Vermögen und auf eigenem Wege die gute Sache zu fördern, und wer damals als Missionar in ferne Länder auszog, der fuhr nicht wie ein heutiger gleich einem wohladressierten Poststück durch die Meere und einer geregelten und organisierten Arbeit entgegen, sondern er reiste mit Gottvertrauen und ohne viele Anleitung geradenwegs in ein zweifelhaftes Abenteuer hinein.

In den neunziger Jahren entschloß sich ein Londoner Kaufherr, dessen Bruder in Indien reich geworden und dort ohne Kinder gestorben war, eine bedeutende Geldsumme für die Ausbreitung des Evangeliums in jenem Lande zu stiften. Ein Mitglied der mächtigen ostindischen Kompagnie, sowie mehrere Geistliche wurden als Ratgeber herbeigezogen und ein Plan ausgearbeitet, nach welchem zunächst drei oder vier junge Männer, mit einer hinlänglichen Ausrüstung und gutem Reisegeld versehen, als Missionare ausgesandt werden sollten.

Die Ankündigung dieses Unternehmens zog alsbald einen Schwarm von abenteuerlustiger Mannheit heran, erfolgloſe Schauspieler und entlassene Barbiergehilfen glaubten sich zu der verlockenden Reise berufen, und das fromme Kollegium hatte alle Mühe, über die

Köpfe dieſer Zudringlichen hinweg nach ernſthaften und würdigen Männern zu fahnden. Unter der Hand ſuchte man vor allem junge Theologen zu gewinnen, doch war die engliſche Geiſtlichkeit durchweg keineswegs der Heimat müde oder auf anſtrengende, ja gefährliche Unternehmungen erpicht; die Suche zog ſich in die Länge, und der Stifter begann ſchon ungeduldig zu werden.

Da verlor ſich die Kunde von ſeinen Abſichten und Mißerfolgen endlich auch in ein Bauerndorf in der Gegend von Lancaſter und in das dortige Pfarrhaus, deſſen ehrwürdiger Herr ſeinen Neffen, einen jungen Brudersſohn namens Robert Aghion, als beſcheidenen Amtsgehilfen bei ſich in Koſt und Wohnung hatte. Robert Aghion war der Sohn eines Schiffskapitäns und einer frommen fleißigen Schottin, er hatte den Vater früh verloren und kaum gekannt und war als ein Knabe von guten Gaben durch ſeinen Onkel, der ehemals ſelbſt in Roberts Mutter verliebt geweſen war, auf Schulen geſchickt und ordnungsgemäß auf den Beruf eines Geiſtlichen vorbereitet worden, dem er nunmehr ſo nahe ſtand als ein Kandidat mit guten Zeugniſſen aber ohne Vermögen es eben konnte. Einſtweilen ſtand er ſeinem Oheim und Wohltäter als Vikarius bei und hatte auf eine eigene Pfarre bei deſſen Lebzeiten nicht zu rechnen. Da nun der Pfarrer Aghion noch ein rüſtiger Mann am Ende der Fünf-

ziger war, ſah des Neffen Zukunft nicht allzu glänzend aus. Als ein armer Jüngling, der nach aller Vorausſicht nicht vor dem mittleren Mannesalter auf ein eigenes Amt und Einkommen zu rechnen hatte, war er für junge Mädchen kein begehrenswerter Mann, wenigſtens nicht für ehrbare, und mit anderen als ſolchen war er nie zuſammengetroffen.

So war denn ſein Gemüt wie ſein Schickſal nicht frei von verdunkelnden Wolken, die jedoch über ſeinem beſcheidenen und harmloſen Weſen mehr wie bedeutſame Verzierungen denn wie gefährliche Feinde ſchwebten. Zwar ſah er, als ein geſunder und einfach fühlender Menſch, nicht ein, warum gerade er, der ſtudiert hatte und den die geiſtliche Würde umfloß, im Liebesglück und in der Freiheit zu heiraten hinter jedem jungen Bauern oder Weber oder Wollenſpinner zurückſtehen müſſe, und wenn er zuweilen eine feſtliche Trauung auf der kleinen gebrechlichen Orgel der Dorfkirche begleitete, war ſein Gemüt nicht immer frei von Unzufriedenheit und Neid. Aber eben ſeine einfache Natur lehrte ihn, das Unmögliche aus ſeinen Gedanken zu verbannen und ſich an das zu halten, was ihm bei ſeiner Lage und bei ſeinen Fähigkeiten offen ſtand, und das war gar nicht wenig. Als Sohn einer herzlich frommen Mutter hatte er einen ſchlichten, bewährten Chriſtenſinn und Glauben, welchen als Prediger zu bekennen ihm eine Freude war. Seine

eigentlichen geiſtigen Vergnügungen aber fand er im Betrachten der Natur, wofür er ein feines Auge beſaß. Von jener kühnen, revolutionären und konſtruktiven Naturwiſſenſchaft allerdings, die eben zu ſeiner Zeit und in ſeinem Lande emporwuchs und ſpäter ſo vielen Pfarrern das Leben ſauer machen ſollte, wußte und ahnte er nichts. Als ein beſcheidener friſcher Junge ohne philoſophiſche Bedürfniſſe, aber mit tüchtigen Augen und Händen fand er vielmehr vollkommene Befriedigung im Sehen und Kennen, Sammeln und Unterſuchen der natürlichen Dinge, die ſich ihm darboten. Als Knabe hatte er Blumen gezüchtet und botaniſiert, hatte dann eine Weile ſich eifrig mit Steinen und Verſteinerungen abgegeben, in welch letztern er freilich nur ſchöne und ahnungsvolle Formenſpiele der Natur verehrte, und neuerdings, zumal ſeit ſeinem Aufenthalt in der ländlichen Umgebung, war ihm die vielfarbige Inſektenwelt vor allem andern lieb geworden. Das Allerliebſte aber waren ihm die Schmetterlinge, deren glänzende Verwandlung aus dem Raupen- und Puppenſtande ihn immer wieder innig entzückte und deren köſtliche Zeichnung und milder ſatter Farbenſchmelz ihm ein ſo reines Vergnügen bereiteten, wie es geringer befähigte Menſchen nur in den genügſameren Jahren der frühen Kindheit erleben können.

So war der junge Theologe beſchaffen, der als erſter auf die Kunde von jener Stiftung hin alsbald auf-

horchte und ein Verlangen in ſeinem Innerſten gleich einem Kompaßzeiger gegen Indien hinweiſen fühlte. Seine Mutter war vor wenigen Jahren geſtorben, ein Verlöbnis oder auch nur ein heimlicher Verſpruch mit einem Mädchen beſtand nicht, der Oheim wehrte ſich zwar und riet flehentlich ab, war aber ſchließlich ein aufrechter Pfarrherr, in deſſen Amt und Anweſen ſich der Neffe keineswegs unentbehrlich wußte. Er ſchrieb nach London, bekam ermunternde Antwort und das Reiſegeld für die Fahrt nach der Hauptſtadt zugeſtellt und fuhr gleich darauf, nach einem unfrohen Abſchied von ſeinem noch immer zürnenden und heftig abmahnenden Onkel, mit einer kleinen Bücherkiſte und einem Kleiderbündel getroſt nach London, wobei ihm nur leid tat, daß er ſeine Herbarien, Verſteinerungen und Schmetterlingskäſten nicht mitnehmen konnte.

Ernſt und bänglich betrat in der düſtern brauſenden Altſtadt von London der indiſche Kandidat das hohe ernſte Haus des frommen Kaufherrn, wo ihm im düſteren Korridor eine gewaltige Wandkarte der öſtlichen Erdhälfte und gleich im erſten Zimmer ein großes fleckiges Tigerfell ſeine Zukunft vor Augen führte. Beklommen und verwirrt ließ er ſich von dem vornehmen Diener in das Zimmer führen, wo ihn der Hausherr erwartete. Es empfing ihn ein großer, ernſter, ſchön raſierter Herr mit eisblauen ſcharfen Augen und ſtrengen alten Mienen, dem der ſchüchterne

Bewerber jedoch nach wenigen Reden recht wohl gefiel, ſo daß er ihn zum Sitzen einlud und ſein Examen mit Vertrauen und Wohlwollen zu Ende führte. Darauf ließ der Herr ſich ſeine Zeugniſſe und ſeinen ſchriftlichen Lebenslauf übergeben und ſchellte den Diener herbei, der auf eine knappe Anweiſung hin den Theologen ſtillſchweigend hinwegführte und in ein Gaſtzimmer brachte, wo unverweilt ein zweiter Diener mit Tee, Wein, Schinken, Butter und Brot erſchien. Mit dieſem Imbiß ward der junge Mann allein gelaſſen und tat ſeinem Hunger und Durſt Genüge. Dann blieb er beruhigt in dem ſchönen blauſamtenen Armſtuhl ſitzen, dachte über ſeine Lage nach und muſterte mit müßigen Augen das Zimmer, wo er nach kurzem Umherſchauen zwei weitere Entgegenkömmlinge aus dem fernen heißen Lande entdeckte, nämlich in einer Ecke neben dem Kamin einen ausgeſtopften rotbraunen Affen und über ihm aufgehängt an der blauen Seidentapete das gegerbte Fell einer rieſig großen Schlange, deren augenloſer Kopf blind und ſchlaff herabhing. Das waren Dinge, die er ſchätzte und die er ſofort aus der Nähe zu betrachten und zu befühlen eilte. War ihm auch die Vorſtellung der lebendigen Boa, die er durch das Zuſammenbiegen der glänzend ſilbrigen Haut zu einem Rohre zu unterſtützen verſuchte, einigermaßen grauenvoll und zuwider, ſo ward doch ſeine Neugierde auf die geheimnisvolle, an Wun-

dern reiche Ferne durch ihren Anblick noch geſchürt. Er dachte ſich weder von Schlangen noch von Affen ſchrecken zu laſſen und malte ſich mit Wolluſt die fabelhaften Blumen, Bäume, Vögel und Schmetterlinge aus, die in ſolchen geſegneten Ländern gedeihen mußten.

Es ging indeſſen ſchon gegen Abend, und ein ſtummer Diener trug eine angezündete Lampe herein. Vor dem hohen Fenſter, das auf eine tote Hintergaſſe ſchaute, ſtand neblige Dämmerung. Die Stille des vornehmen Hauſes, das ferne ſchwache Wogen der großen Stadt, die Einſamkeit des hohen kühlen Zimmers, in dem er ſich wie gefangen fühlte, der Mangel an jeder Beſchäftigung und die Ungewißheit ſeiner romanhaften Lage verbanden ſich mit der zunehmenden Dunkelheit der Londoner Herbſtnacht und ſtimmten die Seele des jungen Menſchen von der Höhe ſeiner Hoffnungen immer weiter herab, bis er nach zwei Stunden, die er horchend und wartend in ſeinem Lehnſtuhl hingebracht hatte, für heute jede Erwartung aufgab und ſich kurzerhand müde in das vortreffliche Gaſtbett legte, wo er in kurzem einſchlief.

Es weckte ihn, wie ihm ſchien mitten in der Nacht, ein Diener mit der Nachricht, der junge Herr werde zum Abendeſſen erwartet und möge ſich beeilen. Verſchlafen kroch Aghion in ſeine Kleider und taumelte mit blöden Augen hinter dem Manne her durch Zimmer und Korridore und eine Treppe hinab

bis in das große, grell von Kronleuchtern erhellte Speiſezimmer, wo ihn die in Sammet gekleidete und von Schmuck funkelnde Hausfrau durch ein Augenglas betrachtete und der Herr ihn zwei Geiſtlichen vorſtellte, die ihren jungen Bruder gleich während der Mahlzeit in eine ſcharfe Prüfung nahmen und vor allem ſich über die Echtheit ſeiner chriſtlichen Geſinnung zu unterrichten ſuchten. Der ſchlaftrunkene Apoſtel hatte Mühe, alle Fragen zu verſtehen und gar zu beantworten; aber die Schüchternheit kleidete ihn gut, und die Männer, die an ganz andere Aſpiranten gewöhnt waren, wurden ihm alle wohlgeſinnt. Nach Tiſche wurden im Nebenzimmer Landkarten vorgelegt, und Aghion ſah zum erſten Male die Gegend, der er Gottes Wort verkündigen ſollte, auf der indiſchen Karte als einen gelben Fleck ſüdlich von der Stadt Bombay liegen.

Am folgenden Tage wurde er zu einem ehrwürdigen alten Herrn gebracht, der des Kaufherrn oberſter geiſtlicher Berater war und ſeit Jahren gichtbrüchig in ſeinem Studierzimmer vergraben lebte. Dieſer Greis fühlte ſich ſofort von dem harmloſen jungen Menſchen angezogen. Er ſtellte keine Glaubensfragen an ihn, wußte aber Roberts Sinn und Weſen raſch zu erkennen, und da er wenig geiſtlichen Unternehmungsgeiſt in ihm wahrnahm, wollte der Junge ihm leid tun, und er ſtellte ihm die Gefahren der Seereiſe und die

Schrecken der ſüdlichen Zonen eindringlich vor Augen; denn es ſchien ihm ſinnlos, daß ein junger friſcher Menſch ſich da draußen opfere und zugrunde richte, wenn er nicht durch beſondere Gaben und Neigungen zu einem ſolchen Dienſt beſtimmt ſchien. So legte er denn dem Kandidaten freundlich die Hand auf die Schulter, ſah ihm mit eindringlicher Güte in die Augen und ſagte: „Das alles, was Sie mir ſagen, iſt gut und mag richtig ſein; aber ich kann noch immer nicht ganz verſtehen, was Sie nun eigentlich nach Indien zieht. Seien Sie offen, lieber Freund, und ſagen Sie mir ohne Hinterhalt: Iſt es irgend ein weltlicher Wunſch und Drang, der Sie treibt, oder iſt es lediglich der innige Wunſch, den armen Heiden unſer liebes Evangelium zu bringen?" Auf dieſe Anrede wurde Robert Aghion ſo rot wie ein ertappter Schwindler. Er ſchlug die Augen nieder und ſchwieg eine Weile, dann aber bekannte er freimütig, mit jenem frommen Willen ſei es ihm zwar völlig Ernſt, doch wäre er wohl nie auf den Gedanken gekommen, ſich für Indien zu melden und überhaupt Miſſionar zu werden, wenn nicht ein Gelüſte nach den herrlichen ſeltenen Pflanzen und Tieren der tropiſchen Lande, zumal nach deren Schmetterlingen, ihn dazu verlockt hätte. Der alte Mann ſah wohl, daß der Jüngling ihm nun ſein letztes Geheimnis preisgegeben und nichts mehr zu bekennen habe. Lächelnd nickte er ihm zu und ſagte

freundlich: „Nun, mit dieſer Sünde müſſen Sie ſelber fertig werden. Sie ſollen nach Indien fahren, lieber Junge!" Und alsbald ernſt werdend, legte er ihm beide Hände aufs Haar und ſegnete ihn feierlich mit den Worten des bibliſchen Segens.

Drei Wochen ſpäter reiſte der junge Miſſionar, mit Kiſten und Koffern wohl ausgerüſtet, auf einem ſchönen Segelſchiff als Paſſagier hinweg, ſah ſein Heimatland im grauen Meer verſinken und lernte in der erſten Woche, noch ehe Spanien erreicht war, die Launen und Gefahren des Meeres kennen. In jenen Zeiten konnte ein Indienfahrer noch nicht ſo grün und unerprobt ſein Ziel erreichen wie heute, wo man in Europa ſeinen bequemen Dampfer beſteigt, ſich auf dem Suezkanal um Afrika drückt und nach kurzer Zeit, verwundert und träg vom vielen Schlafen und Eſſen, die indiſche Küſte erblickt. Damals mußten die Segelſchiffe ſich um das ungeheure Afrika herum monatelang quälen, von Stürmen gefährdet und von toten langen Windſtillen gelähmt, und es galt zu ſchwitzen und zu frieren, zu hungern und des Schlafes zu entbehren, und wer die Reiſe ſiegreich vollendet hatte, der war nun längſt kein Mutterkind und unerprobter Neuling mehr, ſondern hatte gelernt, ſich einigermaßen auf den Beinen zu halten und ſelber zu helfen. So ging es auch dem Miſſionar. Er war zwiſchen England und Indien hundertſechsundfünfzig Tage unterwegs und

ſtieg in der Hafenſtadt Bombay als ein gebräunter und gemagerter Seefahrer an Land.

Indeſſen hatte er ſeine Freude und Neugierde nicht verloren, obwohl ſie ſtiller geworden war, und wie er ſchon auf der Reiſe jeden Strand mit Forſcherſinn betreten und jede fremde Palmen- und Koralleninſel mit ehrfürchtiger Neugierde betrachtet hatte, ſo betrat er das indiſche Land mit begierig offenen, dankbar freudigen Augen und hielt ſeinen Einzug in der ſchönen leuchtenden Stadt mit ungebrochenem Mut.

Zunächſt ſuchte und fand er das Haus, an das er empfohlen war. Es lag ſchön in einer ſtillen vorſtädtiſchen Gaſſe, von Kokospalmen überragt, und ſchaute dem frohen Ankömmling mit breiten Lauben und offenen Fenſtern recht wie eine wünſchenswerte indiſche Heimat entgegen. Im Eintreten ſtreifte ſein Blick den kleinen Vorgarten und fand, obwohl jetzt eben Wichtigeres zu tun und zu betrachten war, gerade noch Zeit, einen dunkelbelaubten Strauch mit großen goldgelben Blüten zu bemerken, der von einer zierlichen Schar weißer Falter auf das fröhlichſte umgaukelt wurde. Dies Bild noch im leicht geblendeten Auge, trat er über einige flache Stufen in den Schatten der breiten Veranda und durch die offen ſtehende Haustüre. Ein dienender Hindu in einem weißen Kleide mit nackten dunkelbraunen Beinen lief über den kühlen roten Ziegelboden herbei, machte eine ergebene Ver-

beugung und begann in ſingendem Tonfall hindoſtaniſche Worte zu näſeln, merkte aber raſch, daß der Fremde ihn nicht verſtehe, und führte ihn mit neuen weichen Verbeugungen und ſchlangenhaften Gebärden der Ergebenheit und Einladung tiefer ins Haus und vor eine Türöffnung, die ſtatt der Tür mit einer loſe herabhängenden Baſtmatte verſchloſſen war. Zur gleichen Zeit ward dieſe Matte von innen beiſeite gezogen, und es erſchien ein großer, hagerer, herriſch ausſehender Mann in weißen Tropenkleidern und mit Strohſandalen an den nackten Füßen. Er richtete in einer unverſtändlichen indiſchen Sprache eine Reihe von Scheltworten an den Diener, der ſich klein machte und der Wand entlang langſam davonſchlich, dann wandte er ſich an Aghion und hieß ihn auf engliſch eintreten.

Der Miſſionar ſuchte zuerſt ſeine unangemeldete Ankunft zu entſchuldigen und den armen Diener zu rechtfertigen, der nichts verbrochen habe. Aber der andere winkte ungeduldig ab und ſagte: „Mit den Schlingeln von Dienern werden Sie ja bald umzugehen lernen. Treten Sie ein! Ich erwarte Sie."

„Sie ſind wohl Miſter Bradley?" fragte der Ankömmling höflich, während doch bei dieſem erſten Schritt in die exotiſche Wirtſchaft und beim Anblick des Ratgebers, Lehrers und Mitarbeiters eine Fremdheit und Kälte in ihm aufſtieg.

„Ich bin Bradley, gewiß, und Sie ſind ja wohl Aghion.

Alſo, Aghion, kommen Sie nun endlich herein! Haben Sie ſchon Mittagbrot gehabt?"

Der große knochige Mann nahm alsbald mit aller kurz angebundenen, herriſchen Praxis eines bewährten Überſeers und Handelsagenten, welcher er war, den Lebenslauf ſeines Gaſtes in ſeine braunen, dunkelbehaarten Hände. Er ließ ihm eine Reismahlzeit mit Hammelfleiſch und brennendem Currypfeffer bringen, er wies ihm ein Zimmer an, zeigte ihm das Haus, nahm ihm ſeine Briefe und Aufträge ab, beantwortete ſeine erſten neugierigen Fragen und gab ihm die erſten, notwendigſten indiſchen Lebensregeln. Er ſetzte die vier braunen Hindudiener in Bewegung, befahl und ſchnauzte in ſeiner kalten Zornigkeit durch das ſchallende Haus, ließ auch einen indiſchen Schneidermeiſter kommen, der ſofort ein Dutzend landesüblicher Kleidungen für Aghion machen mußte. Dankbar und etwas eingeſchüchtert nahm der Neuling alles hin, obwohl es ſeinem Sinne mehr entſprochen hätte, ſeinen Einzug in Indien ſtiller und feierlicher zu begehen, ſich erſt einmal ein bißchen heimiſch zu machen und ſich in einem freundlichen Geſpräch ſeiner erſten Eindrücke und ſeiner vielen ſtarken Reiſeerinnerungen zu entladen. Indeſſen lernt man auf einer halbjährigen Seereiſe ſich beſcheiden und ſich in viele Lagen finden, und als gegen Abend Miſter Bradley wegging, um ſeiner kaufmänniſchen Arbeit in der Stadt nachzugehen, atmete der evangeliſche Jüng-

ling fröhlich auf und dachte nun allein in ſtillem Behagen ſeine Ankunft zu feiern und das Land Indien zu begrüßen.

Feierlich verließ er, nachdem er darin eine erſte flüchtige Ordnung geſchaffen, ſein luftiges Zimmer, das weder Tür noch Fenſter, ſondern nur leere geräumige Öffnungen in allen Wänden hatte, und ging ins Freie, einen großrandigen Hut mit langem Sonnenſchleier auf dem blonden Kopf und einen tüchtigen Stock in der Hand. Beim erſten Schritt in den Garten blickte er mit einem tiefen Atemzug herzlich ringsum und ſog mit witternden Sinnen die Lüfte und Düfte, Lichter und Farben des fremden, ſagenhaften Landes, das er als ein beſcheidener Mitarbeiter erobern helfen ſollte und dem er, nach ſo langer Erwartung und banger Vorfreude, ſich nun willig und offen hinzugeben geſonnen war.

Was er um ſich ſah und verſpürte, gefiel ihm alles wohl und kam ihm wie eine tauſendfältige ſtrahlende Beſtätigung vieler Träume und Ahnungen vor. Dichte hohe Gebüſche ſtanden rund und ſaftig im heftigen Sonnenlicht und ſtrotzten von großen, wunderlich ſtarkfarbigen Blumen; auf ſäulenſchlanken glatten Stämmen ragten in erſtaunlicher Höhe die ſtillen runden Wipfel der Kokospalmen, eine Fächerpalme ſtand hinter dem Hauſe und hielt ihr ſonderbar ſtrenges, gleichmäßiges Rieſenrad von gewaltigen mannslangen Blättern ſteif

in die Lüfte, am Rand des Weges aber nahm sein naturfreundliches Auge ein kleines lebendiges Wesen wahr, dem er sich vorsichtig näherte. Es war ein kleines, grünes Chamäleon mit einem dreieckigen Kopf und boshaften kleinen Augen. Er beugte sich darüber und fühlte sich wie ein Knabe beglückt, daß er solche Dinge sehen und die unerschöpflich reiche Natur nun am eigentlichen Quell ihres Reichtums betrachten durfte.

Eine fremdartige Musik weckte ihn aus seiner andächtigen Versunkenheit. Aus der flüsternden Stille der tiefen grünen Baum- und Gartenwildnis brach der rhythmische Lärm metallener Trommeln und Pauken und schneidend helltöniger Blasinstrumente. Erstaunt lauschte der fromme Naturfreund hinüber und machte sich, da nichts zu sehen war, neugierig auf den Weg, die Art und Herkunft dieser barbarisch-festlichen Klänge auszukundschaften. Immer den Tönen folgend, verließ er den Garten, dessen Tor weit offen stand, und verfolgte den hübschen grasigen Fahrweg durch eine freundliche kultivierte Landschaft von Hausgärten, Palmenpflanzungen und lachend hellgrünen Reisfeldern, bis er, um die hohe Hecke eines Parks oder Gartens biegend, in eine dörflich anmutende Gasse von indischen Hütten gelangte. Die kleinen Häuschen waren aus Lehm oder auch nur aus Bambusgestänge erbaut, die Dächer mit trockenen Palmblättern gedeckt, in allen Türöffnungen standen und hockten braune Hindufamilien. Mit Neu-

gierde ſah er die Leute an und tat den erſten Blick in das dörflich beſcheidene Leben des fremden Naturvolkes, und vom erſten Augenblick an gewann er die braunen Menſchen lieb, deren ſchöne kindliche Augen wie in einer unbewußten und unerlöſten tieriſchen Traurigkeit blickten. Schöne Frauen ſchauten aus mächtigen Flechten langen, tiefſchwarzen Haares hervor, ſtill und rehhaft; ſie trugen mitten im Geſicht, ſowie an den Hand- und Fußgelenken goldenen Schmuck und Ringe an den Fußzehen. Kleine Kinder ſtanden vollkommen nackt und trugen nichts am Leibe als an dünner Baſtſchnur ein ſeltſames Amulett aus Silber oder aus Horn.

Indeſſen hielt er ſich nirgends auf, nicht weil es ihn bedrückt hätte, ſich von den meiſten dieſer Menſchen mit ſtarrender Neugierde beſchaut zu fühlen, ſondern weil er ſich der eigenen Schauluſt heimlich ſchämte. Außerdem tönte immer noch die tolle Muſik, und nun ganz in der Nähe, und an der Ecke der nächſten Gaſſe hatte er gefunden, was er ſuchte. Da ſtand ein unheimlich ſonderbares Gebäude von äußerſt phantaſtiſcher Form und beängſtigender Höhe, ein ungeheures Tor in der Mitte, und indem er daran empor ſtaunte, fand er die ganze rieſengroße Fläche des Bauwerks aus lauter ſteinernen Figuren von fabelhaften Tieren, Menſchen und Göttern oder Teufeln zuſammengeſetzt, die ſich zu Hunderten bis an die ferne ſchmale Spitze des Tempels hinan türmten, ein Wald und wildes Geflecht

von Leibern, Gliedern und Köpfen. Dieſer erſchreckende Steinkoloß, ein großer Hindutempel, leuchtete heftig in den wagrechten Strahlen der ſpäten Abendſonne und erzählte dem verblüfften Fremdling deutlich, daß dieſe tierhaft ſanften, halbnackten Menſchen eben doch keineswegs ein paradieſiſches Naturvolk waren, ſondern ſeit einigen tauſend Jahren ſchon Gedanken und Götter, Bildniſſe und Religionen beſaßen.

Die ſchallende Paukenmuſik war ſoeben verſtummt, und es kamen aus dem Tempel viele fromme Indier in weißen und farbigen Gewändern, voran und vornehm abgetrennt eine kleine feierliche Schar von Brahmanen, hochmütig in tauſendjährig erſtarrter Gelehrſamkeit und Würde. Sie ſchritten an dem weißen Manne ſo ſtolz vorüber wie Edelleute an einem Handwerksburſchen, und weder ſie noch die beſcheideneren Geſtalten, die ihnen folgten, ſahen ſo aus, als hätten ſie die geringſte Neigung, ſich von einem zugereiſten Fremdling über göttliche und menſchliche Dinge des Rechten belehren zu laſſen.

Als der Schwarm verlaufen und der Ort ſtiller geworden war, näherte ſich Robert Aghion dem Tempel und begann in verlegener Teilnahme das Figurenwerk der Faſſade zu ſtudieren, ließ jedoch bald mit Betrübnis und Schrecken davon wieder ab; denn die groteske Allegorienſprache dieſer Bildwerke, deren viele bei aller wahnſinnigen Häßlichkeit doch wertvolle Künſtlerarbeit

zu ſein ſchienen, verwirrte und ängſtigte ihn nicht minder als der Anblick einiger Szenen von ſchamloſer Obſzönität, die er naiv mitten zwiſchen dem Göttergewimmel dargeſtellt fand.

Während er ſich abwandte und nach ſeinem Rückweg ausblickte, erloſch der Tempel und die Gaſſe plötzlich; ein kurzes zuckendes Farbenſpiel lief über den Himmel, und raſch brach die ſüdliche Nacht herein. Das unheimlich ſchnelle Eindunkeln, obwohl er es längſt kannte, überfiel den jungen Miſſionar mit einem leichten Schauder. Zugleich mit dem Anbruch der Dämmerung begann aus allen Bäumen und Gebüſchen ringsum ein grelles Singen und Lärmen von tauſend großen Inſekten und in der Ferne erhob ſich das Wut- oder Klagegeſchrei eines Tieres mit fremden wilden Tönen. Eilig ſuchte Aghion ſeinen Heimweg, fand ihn glücklich wieder und hatte die kleine Strecke Weges noch nicht völlig zurückgelegt, als ſchon das ganze Land in tiefer Nachtfinſternis und der hohe ſchwarze Himmel voll von Sternen ſtand.

Im Hauſe, wo er nachdenklich und zerſtreut ankam und ſich dem erſten erleuchteten Raume näherte, empfing ihn Miſter Bradley mit den Worten: „So, da ſind Sie. Sie ſollten aber fürs erſte ſo ſpät am Abend nicht mehr ausgehen, es iſt nicht ohne Gefahr. Übrigens, können Sie gut mit Schießgewehr umgehen?"

„Mit Schießgewehr? Nein, das habe ich nicht gelernt."

„Dann lernen Sie es bald ... Wo waren Sie denn heut abend?"

Aghion erzählte voll Eifer. Er fragte begierig, welcherlei Religion jener Tempel angehöre und welcherlei Götter- oder Götzendienst darin getrieben werde, was die vielen Figuren bedeuteten und was die seltsame Musik, ob die schönen stolzen Männer in weißen Kleidern Priester seien und wie denn ihre Götter hießen. Allein hier erlebte er die erste Enttäuschung. Von allem, was er da fragte, wollte sein Ratgeber gar nichts wissen. Er erklärte, daß kein Mensch sich in dem scheußlichen Wirrwarr und Unflat dieser Götzendienste auskenne, daß die Brahmanen eine heillose Bande von Ausbeutern und Faulenzern seien und daß überhaupt diese Indier alle zusammen ein schweinisches Pack von Bettlern und Unholden wären, mit denen ein anständiger Engländer lieber gar nichts zu tun habe.

„Aber," meinte Aghion zaghaft, „meine Bestimmung ist es doch gerade, diese verirrten Menschen auf den rechten Weg zu führen! Dazu muß ich sie kennen und lieben und alles von ihnen wissen ..."

„Sie werden bald mehr von ihnen wissen, als Ihnen lieb sein wird. Natürlich müssen Sie Hindostani und später vielleicht noch andere von diesen infamen Niggersprachen lernen. Aber mit der Liebe werden Sie nicht weit kommen."

„Oh, die Leute sehen aber doch recht gutartig aus!"

„Finden Sie? Nun, Sie werden ja ſehen. Von dem, was Sie mit den Hindus vorhaben, verſtehe ich nichts und will nicht darüber urteilen. Unſere Aufgabe iſt es, dieſem gottloſen Pack langſam ein wenig Kultur und einen ſchwachen Begriff von Anſtändigkeit beizubringen; weiter werden wir vielleicht niemals kommen!"

„Unſere Moral, oder was Sie Anſtändigkeit heißen, iſt aber die Moral Chriſti, mein Herr!"

„Sie meinen die Liebe. Ja, ſagen Sie nur einmal einem Hindu, daß Sie ihn lieben. Dann wird er Sie heute anbetteln und Ihnen morgen das Hemd aus dem Schlafzimmer ſtehlen!"

„Das iſt möglich."

„Das iſt ſogar ganz ſicher, lieber Herr. Sie haben es hier gewiſſermaßen mit Unmündigen zu tun, die noch keine Ahnung von Ehrlichkeit und Recht haben, nicht mit gutartigen engliſchen Schulkindern, ſondern mit einem Volk von ſchlauen braunen Lausbuben, denen jede Schändlichkeit einen Hauptſpaß macht. Sie werden noch an mich denken!"

Aghion verzichtete traurig auf ein weiteres Fragen und nahm ſich vor, nun einmal vor allem fleißig und gehorſam alles zu lernen, was hier zu lernen wäre, dann aber das zu tun, was ihm recht und klug ſcheinen würde. Doch ob nun der ſtrenge Bradley recht hatte oder nicht, ſchon ſeit dem Anblick des ungeheuern Tem-

pels und der unnahbar ſtolzen Brahmanen war ihm ſein Vorhaben und Amt in dieſem Lande unendlich viel ſchwieriger erſchienen, als er je zuvor gedacht hätte.

Am nächſten Morgen wurden die Kiſten ins Haus gebracht, in denen der Miſſionar ſein Eigentum aus der Heimat mit ſich geführt hatte. Sorglich packte er aus, legte Hemden zu Hemden und Bücher zu Büchern und fand ſich durch manche Gegenſtände nachdenklich geſtimmt. Es fiel ihm ein kleiner Kupferſtich in ſchwarzem Rahmen in die Hände, deſſen Glas unterwegs zerbrochen war und der ein Bildnis des Herrn Defoe, des Verfaſſers des Robinſon Cruſoe, darſtellte, und das alte, ihm von der frühen Kindheit an vertraute Gebetbuch ſeiner Mutter, alsdann aber als ermunternder Wegweiſer in die Zukunft eine Landkarte von Indien, die ihm ſein Oheim geſchenkt, und zwei ſtählerne Netzbügel für den Schmetterlingsfang, die er ſich ſelber noch in London hatte machen laſſen. Einen von dieſen legte er ſogleich zum Gebrauch in den nächſten Tagen beiſeite.

Am Abend war ſeine Habe verteilt und verſtaut, der kleine Kupferſtich hing über ſeinem Bette, und das ganze Zimmer war in ſaubere Ordnung gebracht. Die Beine ſeines Tiſches und ſeiner Bettſtatt hatte er, wie es ihm empfohlen worden war, in kleine irdene Näpfe geſtellt und die Näpfe mit Waſſer gefüllt, zum Schutz gegen die Ameiſen. Miſter Bradley war den ganzen Tag in

Geſchäften abweſend, und es war dem jungen Manne ſonderbar, vom ehrfürchtigen Diener durch Zeichen zu den Mahlzeiten gelockt und dabei bedient zu werden, ohne daß er ein einziges Wort mit ihm reden konnte.

In der Frühe des folgenden Tages begann Aghions Arbeit. Es erſchien und wurde ihm von Bradley vorgeſtellt der ſchöne dunkeläugige Jüngling Vyardenya, der ſein Lehrmeiſter in der Hindoſtani-Sprache werden ſollte. Der lächelnde junge Indier ſprach nicht übel engliſch und hatte die beſten Manieren; nur ſchreckte er ängſtlich zurück, als der argloſe Engländer ihm freundlich die Hand zur Begrüßung entgegenſtreckte, und vermied auch künftighin jede körperliche Berührung mit dem Weißen, die ihn verunreinigt haben würde, da er einer hohen Kaſte angehörte. Er wollte ſich auch durchaus niemals auf einen Stuhl ſetzen, den vor ihm ein Fremder benutzt hatte, ſondern brachte jeden Tag zuſammengerollt unterm Arm ſeine eigene hübſche Baſtmatte mit, die er auf dem Ziegelboden ausbreitete und auf welcher er mit gekreuzten Beinen edel und aufrecht ſaß. Sein Schüler, mit deſſen Eifer er wohl zufrieden ſein konnte, ſuchte auch dieſe Kunſt von ihm zu lernen und kauerte während ſeiner Lektionen ſtets auf einer ähnlichen Matte am Boden, obwohl ihm dabei in der erſten Zeit alle Glieder weh taten, bis er daran gewöhnt wurde. Fleißig und geduldig lernte er Wort für Wort, mit den alltäglichen Begrüßungs-

formeln beginnend, die ihm der Jüngling unermüdet und lächelnd vorſprach, und ſtürzte ſich jeden Tag mit neuem Mut in den Kampf mit den indiſchen Girr- und Gaumenlauten, die ihm zu Anfang als ein unartikuliertes Röcheln erſchienen waren und die er nun alle zu unterſcheiden und nachzuahmen lernte.

So merkwürdig das Hindoſtani war und ſo raſch die Vormittagsſtunden mit dem höflichen Sprachlehrer vergingen, welcher ſich ſtets benahm wie ein Prinz, der aus Not in einem Bürgerhauſe Unterricht gibt, ſo waren doch die Nachmittage und gar die Abende lang genug, um den ſtrebſamen Herrn Aghion die Einſamkeit fühlen zu laſſen, in der er lebte. Sein Wirt, zu dem er in einem unklaren Verhältniſſe ſtand und der ihm halb als Gönner, halb als eine Art Vorgeſetzter entgegentrat, war wenig zu Hauſe; er kam meiſtens gegen Mittag zu Fuß oder zu Pferde aus der Stadt zurück, präſidierte als Hausherr beim Eſſen, zu dem er manchmal einen engliſchen Schreiber mitbrachte, und legte ſich dann zwei, drei Stunden zum Rauchen und Schlafen auf die Veranda, um gegen Abend nochmals für einige Stunden in ſein Kontor oder Magazin zu gehen. Zuweilen mußte er für mehrere Tage verreiſen, um Produkte einzukaufen, und ſein neuer Hausgenoſſe hatte wenig dagegen, da er mit dem beſten Willen ſich dem rauhen und wortkargen Geſchäftsmann nicht befreunden konnte. Auch gab es manches in der Lebens-

führung Miſter Bradleys, was dem Miſſionar nicht gefallen konnte. Unter anderem kam es zuweilen vor, daß Bradley am Feierabend mit jenem Schreiber zuſammen bis zur Trunkenheit eine Miſchung von Waſſer, Rum und Limonadenſaft genoß; dazu hatte er in der erſten Zeit den jungen Geiſtlichen mehrmals eingeladen, aber ſtets von ihm eine ſanfte Abſage erhalten.

Bei dieſen Umſtänden war Aghions tägliches Leben nicht gerade kurzweilig. Er hatte verſucht, ſeine erſten ſchwachen Sprachkenntniſſe anzuwenden, indem er an den langen öden Nachmittagen, wo das hölzerne Haus ringsum von der ſtechenden Hitze belagert lag, ſich zur Dienerſchaft in die Küche begab und ſich mit den Leuten zu unterhalten ſuchte. Der mohammedaniſche Koch zwar gab ihm keine Antwort und war ſo hochmütig, daß er ihn gar nicht zu ſehen ſchien, der Waſſerträger aber und der Hausjunge, die beide ſtundenlang müßig auf ihren Matten hockten und Betel kauten, hatten nichts dagegen, ſich an den angeſtrengten Sprechverſuchen des Maſter zu beluſtigen.

Eines Tages erſchien aber Bradley in der Küchentür, als gerade die beiden Schlingel ſich über einige Irrtümer und Wortverwechſlungen des Miſſionars vor Vergnügen auf die mageren Schenkel klatſchten. Bradley ſah der Luſtbarkeit mit verbiſſenen Lippen zu, gab blitzſchnell dem Boy eine Ohrfeige, dem Waſſerträger einen Fußtritt und zog den erſchrockenen Aghion ſtumm

mit ſich davon. In ſeinem Zimmer ſagte er dann etwas ärgerlich: „Wie oft muß ich Ihnen noch ſagen, daß Sie ſich nicht mit den Leuten einlaſſen ſollen! Sie verderben mir die Burſchen, ſelbſtverſtändlich in der beſten Abſicht, und ohnehin geht es nicht an, daß ein Engländer ſich vor dieſen braunen Schelmen zum Hanswurſt macht!"

Er war wieder davongegangen, noch ehe der beleidigte Aghion ſich rechtfertigen konnte.

Unter Menſchen kam der vereinſamte Miſſionar nur am Sonntag, wo er regelmäßig zur Kirche ging, auch ſelbſt einmal für den wenig arbeitſamen engliſchen Pfarrer die Predigt übernahm. Aber er, der daheim vor den Bauern und Wollwebern ſeiner Gegend mit Liebe gepredigt hatte, fand ſich hier vor einer kühlen Gemeinde von reichen Geſchäftsleuten, müden, kränklichen Damen und lebensluſtigen jungen Angeſtellten, fremd und ernüchtert. Das kalte kaufmänniſche oder herriſch abenteuerhafte Weſen dieſer Leute, die das reiche Land ausbeuteten und von denen keiner ein gutes Wort für die Eingeborenen hatte, tat ihm weh und verſchob allmählich alle ſeine Begriffe, ſo daß er, der ſtets für die Hindus Partei nahm und von den Pflichten der Europäer gegen die eingeborenen Völker ſprach, ſich lächerlich und unbeliebt machte und als ein Schwärmer und naiver Burſche verachtet wurde.

Wenn er nun über dem Betrachten ſeiner Lage zu-

weilen recht betrübt wurde und ſich erbarmenswert vorkam, ſo gab es einen Troſt für ſein Gemüt, der niemals ganz verſagte. Dann rüſtete er ſich zu einem Ausflug, hängte die Botaniſierbüchſe um und nahm das Netz zur Hand, das er mit einem langen ſchlanken Bambusſtab verſehen hatte. Gerade das, worüber die meiſten anderen Engländer ſich bitter zu beklagen pflegten, die glühende Sonnenhitze und das ganze indiſche Klima, war ihm lieb und ſchien ihm herrlich; denn er hielt ſich an Leib und Seele friſch und ließ keine Erſchlaffung aufkommen. Für ſeine Naturſtudien und Liebhabereien vollends war dieſes Land eine unermeßliche Weide, auf Schritt und Tritt hielten unbekannte Bäume, Blumen, Vögel, Inſekten ihn auf, die er mit der Zeit alle namentlich kennen zu lernen beſchloß. Seltſame Eidechſen und Skorpione, rieſengroße dicke Tauſendfüßler und anderes Koboldzeug erſchreckte ihn ſelten mehr, und ſeit er eine dicke Schlange in der Badekammer mutig mit dem hölzernen Eimer erſchlagen hatte, fühlte er ſeine Bangnis vor unheimlicher Tiergefahr immer mehr dahinſchwinden.

Als er zum erſtenmal mit ſeinem Netz nach einem großen prächtigen Schmetterling ſchlug, als er ihn gefangen ſah und mit vorſichtigen Fingern das ſtolze ſtrahlende Tier an ſich nahm, deſſen breite ſtarke Flügel alabaſtern glänzten und mit dem duftigſten Farbenflaum behaucht waren, da ſchlug ihm das Herz in einer

unbändigen Freude, wie er sie nicht mehr empfunden hatte, seit er als Knabe nach langer, atemloser Jagd seinen ersten Schwalbenschwanz erbeutet hatte. Fröhlich gewöhnte er sich an die Unbequemlichkeiten des Dschungels und verzagte nicht, wenn er im wilden Urwald tief in versteckte Schlammgruben einbrach, von heulenden Affenherden verhöhnt und von wütenden Ameisenvölkern überfallen wurde. Nur einmal lag er zitternd und betend hinter einem ungeheuren Gummibaum auf den Knien, während in der Nähe wie ein Gewitter und Erdbeben ein Trupp von Elefanten durchs dichte Gehölz brach. Er gewöhnte sich daran, in seinem luftigen Schlafzimmer frühmorgens vom rasenden Affengebrüll aus dem nahen Walde geweckt zu werden und bei Nacht das heulende Schreien der Schakale zu hören. Seine Augen glänzten hell und wachsam aus dem gemagerten, braun und männlich gewordenen Gesicht.

Auch in der Stadt und noch lieber in den friedlichen gartenartigen Außendörfern sah er sich immer besser um, und die Hinduleute gefielen ihm desto mehr, je mehr er von ihnen sah. Störend und äußerst peinlich war ihm nur die Sitte der unteren Stände, ihre Frauen mit nacktem Oberkörper laufen zu lassen. Nackte Frauenhälse und Arme und Frauenbrüste auf der Gasse zu sehen, daran konnte der Missionar sich schwer gewöhnen, obgleich es häufig sehr hübsch aussah und obwohl diese

Nacktheit durch die tiefe Bronzefarbe der sonnenharten Haut und durch die freimütig unbefangene Art, mit der sie von den armen Weiblein getragen wurde, den Anschein der größten Natürlichkeit gewann.

Nächst dieser Anstößigkeit machte nichts ihm so viel zu schaffen und zu denken wie die Rätsel, die ihm das geistige Leben dieser Menschen entgegenhielt. Wohin er blicken mochte, überall war Religion. In London konnte man gewiß am höchsten kirchlichen Feiertag nicht so viel Frömmigkeit wahrnehmen wie hier an jedem Werktag und in jeder Gasse; überall waren Tempel und Bilder, war Gebet und Opfer, waren Umzüge und Zeremonien, Büßer und Priester zu sehen. Aber wer wollte sich jemals in diesem wirren Knäuel von Religionen zurechtfinden? Da waren Brahmanen und Mohammedaner, Feueranbeter und Buddhisten, Diener des Schiwa und des Krischna, Turbanträger und Gläubige mit glattrasierten Köpfen, Schlangenanbeter und Diener heiliger Schildkröten. Wo war der Gott, dem alle diese Verirrten dienten? Wie sah er aus und welcher Kultus von den vielen war der ältere, heiligere, reinere? Das wußte niemand und namentlich den Indiern selber war dies vollkommen einerlei; wer von dem Glauben seiner Väter nicht befriedigt war, der ging zu einem anderen über oder zog als Büßer dahin, um eine neue Religion zu finden oder gar zu schaffen. Göttern und Geistern, deren Namen niemand

wußte, wurden Speiſen in kleinen Schalen geopfert, und alle dieſe hundert Gottesdienſte, Tempel und Prieſterſchaften lebten vergnügt nebeneinander hin, ohne daß es den Anhängern des einen Glaubens einfiel, die anderen zu haſſen oder totzuſchlagen, wie es daheim in den Chriſtenländern Sitte war. Vieles ſogar ſah ſich hübſch und lieblich an, Flötenmuſik und zarte Blumenopfer, und auf gar vielen frommen Geſichtern wohnte ein Friede und heiter ſtiller Glanz, den man in den Geſichtern der Engländer vergeblich ſuchte. Schön und heilig ſchien ihm auch das von den Hindus ſtreng gehaltene Gebot, kein Tier zu töten, und er ſchämte ſich zuweilen und ſuchte Rechtfertigung vor ſich ſelbſt, wenn er ohne Erbarmen einige ſchöne Schmetterlinge und Käfer umgebracht und auf Nadeln geſpießt hatte. Andererſeits waren unter dieſen ſelben Völkern, denen jeder Wurm als Geſchöpf Gottes heilig galt und die ſich innig in Gebeten und Tempeldienſt hingaben, Diebſtahl und Lüge, falſches Zeugnis und Vertrauensbruch ganz alltägliche Dinge, über die keine Seele ſich empörte oder nur wunderte. Je mehr es der wohlmeinende Glaubensbote bedachte, deſto mehr ſchien ihm dieſes Volk zum undurchdringlichen Rätſel zu werden, das jeder Logik und Theorie Hohn ſprach. Der Diener, mit dem er trotz Bradleys Verbot bald wieder Geſpräche pflog und der ſoeben ein Herz und eine Seele mit ihm zu ſein ſchien, ſtahl ihm eine Stunde ſpäter

ein baumwollenes Hemd, und als er ihn mit liebreichem Ernſt zur Rede ſtellte, leugnete er zuerſt unter Schwüren, gab dann lächelnd alles zu, zeigte das Hemd her und ſagte zutraulich, es habe ja ſchon ein kleines Loch und ſo habe er gedacht, der Maſter werde es gewiß nimmer tragen mögen.

Ein anderes Mal ſetzte ihn der Waſſerträger in Erſtaunen. Dieſer Mann erhielt ſeinen Lohn und ſein Eſſen dafür, daß er täglich die Küche und die beiden Badekammern aus der nächſten Ziſterne her mit Waſſer verſorgte. Er tat dieſe Arbeit ſtets am frühen Morgen und am Abend, den ganzen übrigen Tag ſaß er in der Küche oder in der Dienerhütte und kaute entweder Betel oder ein Stückchen Zuckerrohr. Einmal, da der andere Diener ausgegangen war, gab ihm Aghion ein Beinkleid zum Ausbürſten, das von einem Spaziergang her voll von Grasſamen hing. Der Mann lachte nur und ſteckte die Hände auf den Rücken, und als der Miſſionar unwillig wurde und ihm ſtreng befahl, ſofort die kleine Arbeit zu tun, folgte er zwar endlich, tat die Verrichtung aber unter Murren und Tränen, ſetzte ſich dann troſtlos in die Küche und ſchalt und tobte eine Stunde lang wie ein Verzweifelter. Mit unendlicher Mühe und nach Überwindung vieler Mißverſtändniſſe brachte Aghion an den Tag, daß er den Menſchen ſchwer beleidigt habe durch den Befehl zu einer Arbeit, die nicht zu ſeinem Amte gehörte.

Alle dieſe kleinen Erfahrungen traten, ſich allmählich verdichtend, wie zu einer Glaswand zuſammen, die den Miſſionar von ſeiner Umgebung abtrennte und in eine immer peinlichere Einſamkeit verwies. Deſto heftiger, ja mit einer gewiſſen verzweifelten Gier lag er ſeinen Sprachſtudien ob, in denen er gute Fortſchritte machte und die ihm, wie er ſehnlichſt hoffte, dies fremde Volk doch noch erſchließen ſollten. Immer häufiger konnte er es nun wagen, Eingeborene auf der Straße anzureden, er ging ohne Dolmetſcher zum Schneider, zum Krämer, zum Schuhmacher. Manchmal gelang es ihm, mit einfachen Leuten ins Geplauder zu kommen, etwa indem er einem Handwerker ſein Werk, einer Mutter ihren Säugling freundlich betrachtete und lobte, und aus Worten und Blicken dieſer Heidenmenſchen, namentlich aber aus ihrem guten, kindlichen, ſeligen Lachen, ſprach ihn oft die Seele des fremden Volkes ſo klar und brüderlich an, daß für Augenblicke alle Schranken fielen und das Gefühl der Fremdheit ſich verlor.

Schließlich meinte er entdeckt zu haben, daß Kinder und einfache Leute vom Lande ihm faſt immer zugänglich ſeien, ja daß alle Schwierigkeiten, alles Mißtrauen und alle Verderbnis der Städter nur von der Berührung mit den europäiſchen Schiffs- und Handelsleuten herkomme. Von da an wagte er ſich, häufig zu Pferde, auf Ausflügen immer weiter ins Land hinein. Er trug kleine Kupfermünzen und manchmal auch Zucker-

ſtücke für die Kinder in der Taſche, und wenn er weit drinnen im hügeligen Lande vor einer bäuerlichen Lehmhütte ſein Pferd an eine Palme band, und unter das Schilfdach tretend, grüßte und um einen Trunk Waſſer oder Kokosmilch bat, ſo ergab ſich faſt jedesmal eine harmlos freundliche Bekanntſchaft und ein Geplauder, bei dem Männer, Weiber und Kinder über ſeine noch mangelhafte Kenntnis der Sprache oft im fröhlichſten Erſtaunen hellauf lachten, was er gar nicht ungerne ſah.

Noch machte er keinerlei Verſuche, den Leuten bei ſolchen Anläſſen vom lieben Gott zu erzählen. Es ſchien ihm das nicht nur nicht eilig, ſondern auch überaus heikel und faſt unmöglich zu ſein, da er für alle die geläufigen Ausdrücke des bibliſchen Glaubens durchaus keine indiſchen Worte finden konnte. Außerdem fühlte er kein Recht, ſich zum Lehrer dieſer Leute aufzuwerfen und ſie zu wichtigen Änderungen in ihrem Leben aufzufordern, ehe er dieſes Leben genau kannte und fähig war, mit den Hindus einigermaßen auf gleichem Fuße zu leben und zu reden.

Dadurch dehnten ſeine Studien ſich weiter aus. Er ſuchte Leben, Arbeit und Erwerb der Eingeborenen kennen zu lernen, er ließ ſich Bäume und Früchte zeigen und benennen, Haustiere und Geräte, er erforſchte nach und nach die Geheimniſſe des naſſen und des trockenen Reisbaues, der Gewinnung des Baſtes und der Baumwolle, er betrachtete Hausbau und Töpferei, Stroh-

flechten und Webearbeiten, worin er von der Heimat her Beſcheid wußte. Er ſah dem Pflügen ſchlammiger Reisfelder mit roſenroten fetten Waſſerbüffeln zu, er lernte die Arbeit des gezähmten Elefanten kennen und ſah zahme Affen für ihre Herren die reifen Kokosnüſſe von den hohen Bäumen holen.

Auf einem ſeiner Ausflüge, in einem friedevollen Tal zwiſchen hohen grünen Hügeln, überraſchte ihn einſt ein wilder Gewitterregen, vor welchem er in der nächſten Hütte, die er erreichen konnte, einen Unterſtand ſuchte. Er fand in dem engen Raum zwiſchen lehmbekleideten Bambuswänden eine kleine Familie verſammelt, die den hereintretenden Fremdling mit ſcheuem Erſtaunen begrüßte. Die Hausmutter hatte ihr graues Haar mit Henna feurigrot gefärbt und zeigte, da ſie zum Empfang aufs freundlichſte lächelte, einen Mund voll ebenſo roter Zähne, die ihre Leidenſchaft für das Betelkauen verrieten. Ihr Mann war ein großer, ernſthaft blickender Menſch mit langen, noch dunkeln Haaren. Er erhob ſich vom Boden und nahm eine königlich aufrechte Haltung an, tauſchte Begrüßungsworte mit dem Gaſt und bot ihm alsbald eine friſch geöffnete Kokosnuß an, von deren ſüßlichem Safte der Engländer einen Schluck genoß. Ein kleiner Knabe, der bei ſeinem Eintritt ſtill in die Ecke hinter der ſteinernen Feuerſtelle geflohen war, blitzte von dort unter einem Wald von glänzend ſchwarzen Haaren hervor mit ängſtlich neu-

gierigen Augen; auf seiner dunkeln Brust schimmerte ein messingenes Amulett, das seinen einzigen Schmuck und seine einzige Kleidung bildete. Einige große Bananenbündel schwebten über der Türe zur Nachreife aufgehängt; in der ganzen Hütte, die all ihr Licht nur durch die offene Türe erhielt, war keine Armut, wohl aber die äußerste Einfachheit und eine hübsche, reinliche Ordnung zu bemerken.

Ein leises, aus allerfernsten Kindheitserinnerungen emporduftendes Heimatgefühl, das den Reisenden so leicht beim Anblick zufriedener Häuslichkeit übernimmt, ein leises Heimatgefühl, das er in dem Bungalow des Herrn Bradley niemals gespürt hatte, kam über den Missionar, und es schien ihm beinahe so, als sei seine Einkehr hier nicht nur die eines vom Regen überfallenen Wanderers, sondern als wehe ihm, der sich in trüben Lebenswirrsalen verlaufen, endlich einmal wieder Sinn und Frohmut eines richtigen, natürlichen, in sich begnügten Lebens entgegen. Auf dem dichten Schilfblätterdach der Hütte rauschte und trommelte leidenschaftlich der wilde Regen und hing vor der Türe dick und blank wie eine Glaswand.

Die Alten unterhielten sich froh und unbefangen mit ihrem ungewöhnlichen Gaste, und als sie am Ende mit Höflichkeit die natürliche Frage stellten, was denn seine Ziele und Absichten in diesem Lande seien, kam er in Verlegenheit und begann von anderem zu reden. Wie-

der, wie ſchon oft, wollte es dem beſcheidenen Aghion als eine ungeheuerliche Frechheit und Überhebung erſcheinen, daß er als Abgeſandter eines fernen Volkes hierher gekommen ſei mit der Abſicht, dieſen Menſchen ihren Gott und Glauben zu nehmen und einen anderen dafür aufzunötigen. Immer hatte er gedacht, dieſe Scheu würde ſich verlieren, ſobald er nur die Hindu-ſprache beſſer beherrſche; aber heute ward ihm unzweifelhaft klar, daß dies eine Täuſchung geweſen war und daß er, je beſſer er das braune Volk verſtand, deſto weniger Recht und Luſt in ſich verſpürte, herriſch in das Leben dieſes Volkes einzugreifen.

Der Regen ließ nach, und das mit der fetten roten Erde durchſetzte Waſſer in der hügeligen Gaſſe lief davon, Sonnenſtrahlen drangen zwiſchen den naß glänzenden Palmenſtämmen hervor und ſpiegelten ſich grell und blendend in den blanken Rieſenblättern der Piſang-bäume. Der Miſſionar bedankte ſich bei ſeinen Wirten und machte Miene, ſich zu verabſchieden, da fiel ein Schatten auf den Boden und der kleine Raum verfinſterte ſich. Schnell wandte er ſich um und ſah durch die Tür eine Geſtalt lautlos auf nackten Sohlen hereintreten, eine junge Frau oder ein Mädchen, die bei ſeinem unerwarteten Anblick erſchrak und zu dem Knaben hinter die Feuerſtatt floh.

„Heda, ſag' dem Herrn guten Tag!" rief ihr der Vater zu, und ſie trat ſchüchtern zwei Schritte vor, kreuzte

die Hände vor der Bruſt und verneigte ſich mehrmals. In ihrem dicken tiefſchwarzen Haar ſchimmerten Regentropfen; der Engländer legte freundlich und befangen ſeine Hand darauf und ſprach einen Gruß, und während er das weiche geſchmeidige Haar lebendig in ſeinen Fingern fühlte, hob ſie das Geſicht zu ihm auf und lächelte freundlich aus dunkeln wunderſchönen Augen. Um den Hals trug ſie eine roſenrote Korallenkette und am einen Fußgelenk einen ſchweren goldenen Ring, ſonſt nichts als das dicht unter den Brüſten gegürtete rotbraune Untergewand. So ſtand ſie in ihrer einfachen Schönheit vor dem erſtaunten Fremden; die ſchrägen Sonnenſtrahlen ſpiegelten ſich matt in ihrem Haar und auf ihren braunen blanken Schultern, blitzend funkelten die kleinen ſpitzen Zähne aus dem jungen Munde. Robert Aghion ſah ſie mit Entzücken an und ſuchte tief in ihre ſtillen ſanften Augen zu blicken, wurde aber ſchnell verlegen; der feuchte Duft ihrer Haare und der Anblick ihrer nackten Schultern und Brüſte verwirrte ihn, ſo daß er bald vor ihrem unſchuldigen Blick die Augen niederſchlug. Er griff in die Taſche und holte eine kleine ſtählerne Schere hervor, mit der er ſich Nägel und Bart zu ſchneiden pflegte und die ihm auch beim Pflanzenſammeln diente; die ſchenkte er dem ſchönen Mädchen und wußte wohl, daß dies eine recht koſtbare Gabe ſei. Sie nahm das Ding denn auch befangen und in beglücktem Erſtaunen an ſich, während die Eltern

ſich in Dankesworten erſchöpften, und als er nun Abſchied nahm und ging, da folgte ſie ihm bis unter das Vordach der Hütte, ergriff ſeine linke Hand und küßte ſie. Die laue, zärtliche Berührung dieſer blumenhaften Lippen rann dem Manne ins Blut, am liebſten hätte er ſie auf den Mund geküßt. Statt deſſen nahm er ihre beiden Hände in ſeine Rechte, ſah ihr in die Augen und ſagte: „Wie alt biſt du?"

„Das weiß ich nicht," gab ſie zur Antwort.

„Und wie heißt du denn?"

„Naiſſa."

„Leb' wohl, Naiſſa, und vergiß mich nicht!"

„Naiſſa vergißt ihren Herrn nicht."

Er ging von dannen und ſuchte den Heimweg, tief in Gedanken, und als er ſpät in der Dunkelheit ankam und in ſeine Kammer trat, bemerkte er erſt jetzt, daß er heute keinen einzigen Schmetterling oder Käfer, nicht Blatt noch Blume von ſeinem Ausflug mitgebracht hatte. Seine Wohnung aber, das öde Junggeſellenhaus mit den herumlungernden Dienern und dem kühlen mürriſchen Herrn Bradley war ihm noch nie ſo unheimlich und troſtlos erſchienen wie in dieſer Abendſtunde, da er bei ſeiner kleinen Öllampe am wackligen Tiſchlein ſaß und in der Bibel zu leſen verſuchte.

In dieſer Nacht, als er nach langer Gedankenunruhe und trotz den ſingenden Moskiten endlich den Schlaf

gefunden hatte, wurde der Miſſionar von ſonderbaren Träumen heimgeſucht.

Er wandelte in einem dämmernden Palmenhain, wo gelbe Sonnenflecke auf dem rotbraunen Boden ſpielten. Papageien riefen aus der Höhe, Affen turnten tollkühn an den unendlich hohen Baumſäulen, kleine edelſteinblitzende Kolibrivögel leuchteten koſtbar auf, Inſekten jeder Art gaben durch Töne, Farben oder Bewegungen ihre Lebensfreude kund. Der frohe Miſſionar ſpazierte dankbar und beglückt inmitten dieſer Pracht; er rief einen ſeiltanzenden Affen an, und ſiehe, das flinke Tier kletterte gehorſam zur Erde und ſtellte ſich wie ein Diener mit Gebärden der Ergebenheit vor Aghion auf. Dieſer ſah ein, daß er in dieſem ſeligen Bezirk der Kreatur zu gebieten habe, und alsbald berief er die Vögel und Schmetterlinge um ſich, und ſie kamen in großen glänzenden Scharen, er winkte und taktierte mit den Händen, nickte mit dem Kopf, befahl mit Blicken und Zungenſchnalzen, und gefügig ordneten ſich alle die herrlichen Tiere in der goldigen Luft zu ſchönen ſchwebenden Reigen und Feſtzügen, pfiffen und ſummten, zirpten und rollten in feinen Chören, ſuchten und flohen, verfolgten und haſchten einander, beſchrieben feierliche Kreiſe und ſchalkhafte Spiralen in der Luft. Es war ein glänzendes herrliches Ballett und Konzert und ein wiedergefundenes Paradies, und der Träumer verweilte in

dieſer harmoniſchen Zauberwelt, die ihm gehorchte und zu eigen war, mit einer innig ergriffenen und beinahe ſchmerzlichen Luſt; denn in all dem Glück war doch ſchon ein leiſes Ahnen oder Wiſſen enthalten, ein Vorgeſchmack von Unverdientheit und Vergänglichkeit, wie ihn ein frommer Miſſionar ohnehin bei jeder Sinnenluſt auf der Zunge haben muß.

Dieſer ängſtliche Vorgeſchmack trog denn auch nicht. Noch ſchwelgte der entzückte Naturfreund im Anblick einer Affenquadrille und liebkoſte einen ungeheuren blauen Sammetfalter, der ſich vertraulich auf ſeine linke Hand geſetzt hatte und ſich wie ein Täubchen ſtreicheln ließ, aber ſchon begannen Schatten der Angſt und Auflöſung in dem Zauberhain zu flattern und das Gemüt des Träumers zu umhüllen. Einzelne Vögel ſchrien plötzlich grell und angſtvoll auf, unruhige Windſtöße erbrauſten in den hohen Wipfeln, das frohe warme Sonnenlicht wurde fahl und ſiech, die Vögel huſchten nach allen Seiten davon, und die ſchönen großen Falter ließen ſich in wehrloſem Schrecken vom Winde davonführen. Regentropfen klatſchten erregt auf den Baumkronen, ein ferner leiſer Donner rollte langſam austönend über das Himmelsgewölbe.

Da betrat Miſter Bradley den Wald. Der letzte bunte Vogel war entflogen. Hünenhaft groß von Geſtalt und finſter wie der Geiſt eines erſchlagenen Königs kam Bradley heran, ſpuckte verächtlich vor dem

Miſſionar aus und begann ihm in verletzenden, höhniſchen, feindſeligen Worten vorzuwerfen, er ſei ein Gauner und Tagedieb, der ſich von ſeinem Londoner Patron für die Bekehrung der Heiden anſtellen und bezahlen laſſe, ſtatt deſſen aber nichts tue als müßiggehen, Käfer fangen und ſpazieren laufen. Und Aghion mußte in Zerknirſchung eingeſtehen, jener habe recht und er ſei all dieſer Verſäumnis ſchuldig.

Es erſchien nun jener mächtige reiche Patron aus England, Aghions Brotgeber, ſowie mehrere engliſche Geiſtliche, und dieſe zuſammen mit Bradley trieben und hetzten den Miſſionar vor ſich her durch Buſch und Dorn, bis ſie auf eine volkreiche Straße und in jene Vorſtadt von Bombay kamen, wo der turmhohe groteske Hindutempel ſtand. Hier flutete eine bunte Menſchenmenge aus und ein, nackte Kulis und weißgekleidete ſtolze Brahmanen, dem Tempel gegenüber aber war eine chriſtliche Kirche errichtet, und über ihrem Portal war Gottvater in Stein gebildet, in Wolken ſchwebend mit ernſtem Vaterauge und fließendem Bart.

Auf die Stufen des Gotteshauſes ſchwang ſich der bedrängte Miſſionar, winkte mit den Armen und begann den Hinduleuten zu predigen. Mit lauter Stimme forderte er ſie auf, herzuſchauen und zu vergleichen, wie anders der wahre Gott beſchaffen ſei als ihre armen Fratzengötter mit den vielen Armen und Rüſſeln.

Mit ausgeſtrecktem Finger wies er auf das verſchlungene Figurenwerk der indiſchen Tempelfaſſade, und dann wies er einladend auf das Gottesbild ſeiner Kirche. Aber wie ſehr erſchrak er da, als er ſeiner eigenen Gebärde folgend wieder emporblickte; denn Gottvater hatte ſich verändert, er hatte drei Köpfe und ſechs Arme bekommen und hatte ſtatt des etwas blöden und machtloſen Ernſtes ein feines, überlegen vergnügtes Lächeln in den Geſichtern, genau wie es die feineren unter den indiſchen Götterbildern nicht ſelten zeigten. Verzagend ſah ſich der Prediger nach Bradley, nach dem Patron und der Geiſtlichkeit um; ſie waren aber alle verſchwunden, er ſtand allein und kraftlos auf den Stufen der Kirche, und nun verließ ihn auch Gottvater ſelbſt, denn er winkte mit ſeinen ſechs Armen zu dem Tempel hinüber und lächelte den Hindugöttern mit göttlicher Heiterkeit zu.

Vollſtändig verlaſſen, geſchändet und verloren ſtand Aghion auf ſeiner Kirchentreppe. Er ſchloß die Augen und blieb aufrecht ſtehen, jede Hoffnung war in ſeiner Seele erloſchen, und er wartete mit verzweifelter Ruhe darauf, von den Heiden geſteinigt zu werden. Statt deſſen aber fühlte er ſich, nach einer furchtbaren Pauſe, von einer ſtarken, doch ſanften Hand beiſeite geſchoben, und als er die Augen aufriß, ſah er den ſteinernen Gottvater groß und ehrwürdig die Stufen herabſchreiten, während gegenüber die Götterfiguren des

Tempels in ganzen Scharen von ihren Schauplätzen herabſtiegen. Sie alle wurden von Gottvater begrüßt, der ſodann in den Hindutempel eintrat und mit freundlicher Gebärde die Huldigung der weißgekleideten Brahmanen entgegennahm. Die Heidengötter aber mit ihren Rüſſeln, Ringellocken und Schlitzaugen beſuchten einmütig die Kirche, fanden alles gut und hübſch und zogen viele Beter nach ſich, und ſo entſtand ein Umzug der Götter und Menſchen zwiſchen Kirche und Tempel; Gong und Orgel tönten geſchwiſterlich ineinander, und ſtille dunkle Indier brachten auf nüchternen engliſch-chriſtlichen Altären Lotosblumen dar.

Mitten im feſtlichen Gedränge aber ſchritt mit den glatten, glänzend ſchwarzen Haaren und den großen kindlichen Augen die ſchöne Naiſſa. Sie kam zwiſchen vielen anderen Gläubigen vom Tempel herübergegangen, ſtieg die Stufen zur Kirche empor und blieb vor dem Miſſionare ſtehen. Sie ſah ihm ernſt und lieblich in die Augen, nickte ihm zu und bot ihm eine Lotosblüte hin. Er aber, in überwallendem Entzücken, beugt ſich über ihr klares ſtilles Geſicht herab, küßt ſie auf die Lippen und ſchließt ſie in ſeine Arme.

Noch ehe er hatte ſehen können, was Naiſſa dazu ſage, erwachte Aghion aus ſeinem Traum und fand ſich müde und erſchrocken in tiefer Dunkelheit auf ſeinem Lager hingeſtreckt. Eine ſchmerzliche Verwirrung

aller Gefühle und Triebe quälte ihn bis zur Verzweiflung. Der Traum hatte ihm sein eigenes Selbst unverhüllt gezeigt, seine Schwäche und Verzagtheit, den Unglauben an seinen Beruf, seine Verliebtheit in die braune Heidin, seinen unchristlichen Haß gegen Bradley, sein schlechtes Gewissen dem englischen Brotgeber gegenüber. Es war so, es war alles wahr und nicht zu ändern.

Eine Weile lag er traurig und bis zu Tränen erregt im Dunkeln. Er versuchte zu beten und vermochte es nicht, er versuchte sich die Naissa als Teufelin vorzustellen und seine Neigung als verworfen zu erkennen und konnte auch das nicht. Am Ende erhob er sich, einer halbbewußten Regung folgend und noch von den Schatten und Schauern des Traumes umgeben; er verließ sein Zimmer und suchte Bradleys Stube auf, ebensosehr im triebhaften Bedürfnis nach Menschenanblick und Trost wie in der frommen Absicht, sich seiner Abneigung gegen diesen Mann zu schämen und durch Offenheit ihn sich zum Freunde zu machen.

Leise schlich er auf dünnen Bastsohlen die dunkle Veranda entlang bis zum Schlafzimmer Bradleys, dessen leichte Tür aus Bambusgestäbe nur bis zur halben Höhe der Türöffnung reichte und den hohen Raum schwach erleuchtet zeigte; denn jener pflegte, gleich vielen Europäern in Indien, die ganze Nacht

hindurch ein kleines Ollicht zu brennen. Behutſam drückte Aghion die dünnen Türflügel nach innen und ging hinein.

Der kleine Öldocht ſchwelte in einem irdenen Schüſſelchen am Boden des Gemachs und warf ſchwache, ungeheure Schatten an den kahlen Wänden aufwärts. Ein brauner Nachtfalter umſurrte das Licht in kleinen Kreiſen. Um die umfangreiche Bettſtatt her war der große Moskitoſchleier ſorgfältig zuſammengezogen. Der Miſſionar nahm die Lichtſchale in die Hand, trat ans Bett und öffnete den Schleier eine Spanne weit. Eben wollte er des Schläfers Namen rufen, da ſah er mit heftigem Erſchrecken, daß Bradley nicht allein ſei. Er lag, vom dünnen, ſeidenen Nachtkleide bedeckt, auf dem Rücken, und ſein Geſicht mit dem emporgereckten Kinn ſah um nichts zarter oder freundlicher aus als am Tage. Neben ihm aber lag nackt eine zweite Geſtalt, eine Frau mit langen ſchwarzen Haaren. Sie lag auf der Seite und wendete dem Miſſionar das ſchlafende Geſicht zu, und er erkannte ſie: es war das ſtarke große Mädchen, das jede Woche die Wäſche abzuholen pflegte.

Ohne den Vorhang wieder zu ſchließen floh Aghion hinaus und in ſein Zimmer zurück. Er verſuchte wieder zu ſchlafen, doch gelang es ihm nicht; das Erlebnis des Tages, der ſeltſame Traum und endlich der Anblick der nackten Schläferin hatten ihn gewaltig er-

regt. Zugleich war ſeine Abneigung gegen Bradley viel ſtärker geworden, ja er ſcheute ſich vor dem Augenblick des Wiederſehens und der Begrüßung beim Frühſtück. Am meiſten aber quälte und bedrückte ihn die Frage, ob es nun ſeine Pflicht ſei, dem Hausgenoſſen wegen ſeiner Lebensführung Vorwürfe zu machen und ſeine Beſſerung zu verſuchen. Aghions ganze Natur war dagegen, aber ſein Amt ſchien es von ihm zu fordern, daß er ſeine Feigheit überwinde und dem Sünder unerſchrocken ins Gewiſſen rede. Er zündete ſeine Lampe an und las, von den ſingenden Mücken umſchwärmt und gepeinigt, ſtundenlang im Neuen Teſtament, ohne doch Sicherheit und Troſt zu gewinnen. Beinahe hätte er ganz Indien fluchen mögen oder doch ſeiner Neugierde und Wanderluſt, die ihn hieher und in dieſe Sackgaſſe geführt hatte. Nie war ihm die Zukunft ſo düſter erſchienen, und nie hatte er ſich ſo wenig zum Bekenner und Märtyrer geſchaffen gefühlt wie in dieſer Nacht.

Zum Frühſtück kam er mit unterhöhlten Augen und müden Zügen, rührte unfroh mit dem Löffel im duftenden Tee und ſchälte in verdroſſener Spielerei lange Zeit an einer Banane herum, bis Herr Bradley erſchien. Dieſer grüßte kurz und kühl wie ſonſt, ſetzte den Boy und den Waſſerträger durch laute Befehle in Trab, ſuchte ſich mit langwieriger Umſicht die goldigſte Frucht aus dem Bananenbüſchel und aß dann

raſch und herriſch, während im ſonnigen Hof der Diener ſein Pferd vorführte.

„Ich hätte noch etwas mit Ihnen zu beſprechen," ſagte der Miſſionar, als der andere eben aufbrechen wollte. Argwöhniſch blickte Bradley auf.

„So? Ich habe ſehr wenig Zeit. Muß es gerade jetzt ſein?"

„Ja, es iſt beſſer. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu ſagen, daß ich von dem unerlaubten Umgange weiß, den Sie mit einem Hinduweib haben. Sie können ſich denken, wie peinlich es mir iſt . . ."

„Peinlich!" rief Bradley aufſpringend und brach in ein zorniges Gelächter aus. „Herr, Sie ſind ein größerer Eſel, als ich je gedacht hätte! Was Sie von mir halten, iſt mir natürlich durchaus einerlei, daß Sie aber in meinem Hauſe herumſchnüffeln und ſpionieren, finde ich niederträchtig. Machen wir die Sache kurz! Ich laſſe Ihnen Zeit bis Sonntag. Bis dahin ſuchen Sie ſich freundlichſt eine neue Unterkunft in der Stadt; denn in dieſem Hauſe werde ich Sie keinen Tag länger dulden!"

Aghion hatte eine barſche Abfertigung, nicht aber dieſe Antwort erwartet. Doch ließ er ſich nicht einſchüchtern.

„Es wird mir ein Vergnügen ſein," ſagte er mit guter Haltung, „Sie von meiner läſtigen Einquartierung zu befreien. Guten Morgen, Herr Bradley!"

Er ging weg, und Bradley ſah ihm aufmerkſam nach, halb betroffen, halb beluſtigt. Dann ſtrich er ſich den harten Schnurrbart, rümpfte die Lippen, pfiff ſeinem Hunde und ſtieg die Holztreppe zum Hof hinab, um in die Stadt zu reiten.

Beiden Männern war die kurze gewitterhafte Ausſprache und Klärung der Lage im Herzen willkommen. Aghion allerdings ſah ſich unerwartet vor Sorgen und Entſchlüſſe geſtellt, die ihm bis vor einer Stunde noch in angenehmer Ferne geſchwebt hatten. Aber je ernſtlicher er ſeine Angelegenheiten bedachte und je deutlicher es ihm wurde, daß der Streit mit Bradley eine Nebenſache, die Löſung ſeines ganzen verworrenen Zuſtandes aber nun eine unerbittliche Notwendigkeit geworden ſei, deſto klarer und wohler wurde ihm in den Gedanken. Das Leben in dieſem Hauſe, das Brachliegen ſeiner Kräfte, ungeſtillte Begierden und tote Stunden waren ihm zu einer Qual geworden, die ſeine einfältige Natur ohnehin nicht lange mehr ertragen hätte, und ſo ward es ihm leicht, ſich des Endes einer halben Gefangenſchaft zu freuen, komme danach, was da wolle.

Es war noch früh am Morgen, und eine Ecke des Gartens, ſein Lieblingsplatz, lag noch kühl im halben Schatten. Hier hingen die Zweige verwilderter Gebüſche über einen ganz kleinen, gemauerten Weiher nieder, der einſt als Badeſtelle angelegt, aber ver-

wahrloſt und nun von einem Völkchen gelber Schildkröten bewohnt war. Hieher trug er ſeinen Bambusſtuhl, legte ſich nieder und ſah den ſchweigſamen Tieren zu, welche träg und wohlig im lauen grünen Waſſer ſchwammen und ſtill aus klugen kleinen Augen blickten. Jenſeits im Wirtſchaftshofe kauerte in ſeinem Winkel der unbeſchäftigte Stalljunge und ſang; ſein eintöniges näſelndes Lied klang wie Wellenſpiel herüber und zerfloß in der warmen Luft, und unverſehens überfiel nach der ſchlafloſen erregten Nacht den Liegenden die Müdigkeit, er ſchloß die Augen, ließ die Arme ſinken und ſchlief ein.

Als ein Mückenſtich ihn erweckte, ſah er mit Beſchämung, daß er faſt den ganzen Vormittag verſchlafen hatte. Aber er fühlte ſich nun friſch und ungetrübt und ging jetzt ungeſäumt daran, ſeine Gedanken und Wünſche zu ordnen und die Wirrnis ſeines Lebens ſachte auseinander zu falten. Da wurde ihm unzweifelhaft klar, was unbewußt ſeit langem ihn gelähmt und ſeine Träume beängſtigt hatte, daß nämlich ſeine Reiſe nach Indien zwar durchaus gut und klug geweſen war, daß aber zum Miſſionar ihm der richtige innere Beruf und Antrieb fehle. Er war beſcheiden genug, darin eine Niederlage und einen betrübenden Mangel zu ſehen; aber zur Verzweiflung war kein Grund vorhanden. Vielmehr ſchien ihm jetzt, da er entſchloſſen war, ſich eine angemeſſenere Arbeit zu ſu-

chen, das reiche Indien erſt recht eine gute Zuflucht und Heimat zu ſein. Mochte es traurig ſein, daß alle dieſe Eingeborenen ſich falſchen Göttern verſchrieben hatten — ſein Beruf war es nicht, das zu ändern. Sein Beruf war, dieſes Land für ſich zu erobern und für ſich und andere das Beſte daraus zu holen, indem er ſein Auge, ſeine Kenntniſſe, ſeine zur Tat gewillte Jugend darbrachte und überall bereit ſtand, wo eine Arbeit für ihn ſich böte.

Noch am Abend desſelben Tages wurde er, nach einer Beſprechung, die kaum eine Stunde gedauert hatte, von einem in Bombay wohnhaften Herrn Sturrock als Sekretär und Aufſeher für eine benachbarte Kaffeepflanzung angeſtellt. Einen Brief an ſeinen bisherigen Brotgeber, worin Aghion ſein Tun erklärte und ſich zum ſpätern Erſatz des Empfangenen verpflichtete, verſprach Sturrock nach London zu beſorgen. Als der neue Aufſeher in ſeine Wohnung zurückkehrte, fand er Bradley in Hemdärmeln allein beim Abendeſſen ſitzen. Er teilte ihm, noch ehe er neben ihm Platz nahm, das Geſchehene mit.

Bradley nickte mit vollem Munde, goß etwas Whisky in ſein Trinkwaſſer und ſagte faſt freundlich: „Sitzen Sie und bedienen Sie ſich, der Fiſch iſt ſchon kalt. Nun ſind wir ja eine Art von Kollegen. Na, ich wünſche Ihnen Gutes. Kaffee bauen iſt leichter als Hindus bekehren, das iſt gewiß, und möglicherweiſe iſt

es ebenſo wertvoll. Ich hätte Ihnen nicht ſoviel Vernunft zugetraut, Aghion!"

Die Pflanzung, die er beziehen ſollte, lag zwei Tagereiſen weit landeinwärts, und übermorgen ſollte Aghion in Begleitung einer Kulitruppe dorthin aufbrechen; ſo blieb ihm zum Beſorgen ſeiner Angelegenheiten nur ein einziger Tag. Zu Bradleys Verwunderung erbat er ſich für morgen ein Reitpferd, doch enthielt ſich jener aller Fragen, und die beiden Männer ſaßen, nachdem ſie die von tauſend Inſekten umflügelte Lampe hatten wegtragen laſſen, in dem lauen, ſchwarzen indiſchen Abend einander gegenüber und fühlten ſich einander näher als in all dieſen vielen Monaten eines gezwungenen Zuſammenlebens.

„Sagen Sie," fing Aghion nach einem langen Schweigen an, „Sie haben ſicher von Anfang an nicht an meine Miſſionspläne geglaubt?"

„O doch," gab Bradley ruhig zurück. „Daß es Ihnen damit Ernſt war, konnte ich ja ſehen."

„Aber Sie konnten gewiß auch ſehen, wie wenig ich zu dem paßte, was ich hier tun und vorſtellen ſollte! Warum haben Sie mir das nie geſagt?"

„Ich war von niemand dazu angeſtellt. Ich liebe es nicht, wenn mir jemand in meine Sachen hineinredet; ſo tue ich das auch bei anderen nicht. Außerdem habe ich hier in Indien ſchon die verrückteſten Dinge unternehmen und gelingen ſehen. Das Bekehren war Ihr

Beruf, nicht meiner. Und jetzt haben Sie ganz von selber einige Ihrer Irrtümer eingesehen! So wird es Ihnen auch noch mit anderen gehen . . ."

„Mit welchen zum Beispiel?"

„Zum Beispiel in dem, was Sie heut morgen mir an den Kopf geworfen haben."

„Oh, wegen des Mädchens!"

„Gewiß. Sie sind Geistlicher gewesen; trotzdem werden Sie zugeben, daß ein gesunder Mann nicht jahrelang leben und arbeiten und gesund bleiben kann, ohne gelegentlich eine Frau bei sich zu haben. Mein Gott, darum brauchen Sie doch nicht rot zu werden! Nun sehen Sie: als Weißer in Indien, der sich nicht gleich eine Frau mit aus England herübergebracht hat, hat man wenig Auswahl. Es gibt keine englischen Mädchen hier. Die hier geboren werden, die schickt man schon als Kinder nach Europa heim. Es bleibt nur die Wahl zwischen den Matrosendirnen und den Hindufrauen, und die sind mir lieber. Was finden Sie daran schlimm?"

„Oh, hier verstehen wir uns nicht, Herr Bradley! Ich finde, wie es die Bibel und unsere Kirche vorschreibt, jede uneheliche Verbindung schlimm und unrecht!"

„Wenn man aber nichts anderes haben kann?"

„Warum sollte man nicht können? Wenn ein Mann ein Mädchen wirklich lieb hat, so soll er es heiraten."

„Aber doch nicht ein Hindumädchen?"

„Warum nicht?"

„Aghion, Sie ſind weitherziger als ich! Ich will mir lieber einen Finger abbeißen als eine Farbige heiraten, verſtehen Sie? Und ſo werden Sie ſpäter auch einmal denken!"

„O bitte, das hoffe ich nicht. Da wir ſo weit ſind, kann ich es Ihnen ja ſagen: Ich liebe ein Hindumädchen, und es iſt meine Abſicht, ſie zu meiner Frau zu machen."

Bradleys Geſicht wurde ernſthaft. „Tun Sie das nicht!" ſagte er faſt bittend.

„Doch, ich werde es tun," fuhr Aghion begeiſtert fort. „Ich werde mich mit dem Mädchen verloben und ſie dann ſo lange erziehen und unterrichten, bis ſie die chriſtliche Taufe erhalten kann; dann laſſen wir uns in der engliſchen Kirche trauen."

„Wie heißt ſie denn?" fragte Bradley nachdenklich.

„Naiſſa."

„Und ihr Vater?"

„Das weiß ich nicht."

„Na, bis zur Taufe hat es ja noch Zeit; überlegen Sie ſich das lieber noch einmal! Natürlich kann ſich unſereiner in ein indiſches Mädel verlieben, ſie ſind oft hübſch genug. Sie ſollen auch treu ſein und zahme Frauen abgeben. Aber ich kann ſie doch immer nur wie eine Art Tierchen anſehen, wie luſtige Ziegen oder ſchöne Rehe, nicht wie meinesgleichen."

„Iſt das nicht ein Vorurteil? Alle Menſchen ſind Brüder, und die Indier ſind ein altes edles Volk."

„Ja, das müſſen Sie beſſer wiſſen, Aghion. Was mich betrifft, ich habe ſehr viel Achtung vor Vorurteilen."

Er ſtand auf, ſagte Gutenacht und ging in ſein Schlafzimmer, in dem er geſtern die hübſche große Wäſcheträgerin bei ſich gehabt hatte. „Wie eine Art Tierchen" hatte er geſagt, und Aghion lehnte ſich nachträglich in Gedanken dagegen auf.

Früh am andern Tage, noch ehe Bradley zum Frühſtück gekommen war, ließ Aghion das Reitpferd vorführen und ritt davon, während noch in den wirren Baumwipfeln die Affen ihr Morgengeſchrei verübten. Und noch ſtand die Sonne nicht hoch, als er ſchon in der Nähe jener Hütte, wo er die hübſche Naiſſa kennen gelernt hatte, ſein Tier anband und zu Fuß ſich der Behauſung näherte. Auf der Türſchwelle ſaß nackt der kleine Sohn und ſpielte mit einer jungen Ziege, von der er ſich lachend immer wieder vor die Bruſt ſtoßen ließ.

Eben als der Beſucher vom Wege abbiegen wollte, um in die Hütte zu treten, ſtieg über den kauernden Jungen hinweg vom Innern der Hütte her ein junges Mädchen, das er ſofort als Naiſſa erkannte. Sie trat auf die Gaſſe, einen hohen irdenen Waſſerkrug leer in der loſen Rechten tragend, und ging, ohne ihn

zu beachten, vor Aghion her, der ihr mit Entzücken folgte. Bald hatte er ſie eingeholt und rief ihr einen Gruß zu. Sie hob den Kopf, indem ſie das Grußwort leiſe erwiderte, und ſah aus den ſchönen braungoldenen Augen kühl auf den Mann, als kenne ſie ihn nicht, und als er ihre Hand ergriff, zog ſie ſie erſchrocken zurück und lief mit beſchleunigten Schritten weiter. Er begleitete ſie bis zu dem gemauerten Waſſerbehälter, wo das Waſſer einer ſchwachen Quelle dünn und ſparſam über mooſig-alte Steine rann; er wollte ihr helfen, den Krug zu füllen und emporzuziehen, aber ſie wehrte ihn ſchweigend ab und machte ein trotziges Geſicht. Er war über ſoviel Sprödigkeit erſtaunt und enttäuſcht, und nun ſuchte er aus ſeiner Taſche das Geſchenk hervor, das er für ſie mitgebracht hatte, und es tat ihm nun doch ein wenig weh, zu ſehen, wie ſie alsbald die Abwehr vergaß und nach dem Dinge griff, das er ihr anbot. Es war eine emaillierte kleine Doſe mit hübſchen Blumenbildchen darauf, und die innere Seite des runden Deckels beſtand aus einem kleinen Spiegel. Er zeigte ihr, wie man ihn öffne und gab ihr das Ding in die Hand.

„Für mich?“ fragte ſie mit Kinderaugen.

„Für dich!“ ſagte er, und während ſie mit der Doſe ſpielte, ſtreichelte er ihren ſammetweichen Arm und ihr langes ſchwarzes Haar.

Da ſie ihm nun Dank ſagte und mit unentſchloſſener

Gebärde den vollen Waſſerkrug ergriff, verſuchte er, ihr etwas Liebes und Zärtliches zu ſagen, was ſie jedoch offenbar nur halb verſtand und indem er ſich auf Worte beſann und unbeholfen neben ihr ſtand, ſchien ihm plötzlich die Kluft zwiſchen ihm und ihr ungeheuer, und er dachte mit Trauer, wie wenig doch vorhanden ſei, das ihn mit ihr verbinde, und wie lange, lange es dauern mochte, bis ſie einmal ſeine Braut und ſeine Freundin ſein, ſeine Sprache verſtehen, ſein Weſen begreifen, ſeine Gedanken teilen könnte.

Mittlerweile hatte ſie langſam den Rückweg angetreten, und er ging neben ihr her, der Hütte entgegen. Der Knabe war mit der Ziege in einem atemloſen Jagdſpiel begriffen; ſein ſchwarzbrauner Rücken glänzte metalliſch in der Sonne, und ſein geblähter Reisbauch ließ die Beine zu dünn erſcheinen. Mit einem Anflug von Befremdung dachte der Engländer daran, daß, wenn er Naiſſa heirate, dieſes Naturkind ſein Schwager ſein würde. Um ſich dieſen Vorſtellungen zu entziehen, ſah er das Mädchen wieder an. Er betrachtete ihr entzückend feines, großäugiges Geſicht mit dem kühlen kindlichen Munde und mußte denken, ob es ihm wohl glücken werde, heute noch von dieſen Lippen den erſten Kuß zu erhalten.

Aus dieſem lieblichen Gedanken ſchreckte ihn eine Erſcheinung, die plötzlich aus der Hütte trat und wie ein Spuk vor ſeinen ungläubigen Augen ſtand. Es er-

ſchien im Türrahmen, ſchritt über die Schwelle und ſtand vor ihm eine zweite Naiſſa, ein Spiegelbild der erſten, und das Spiegelbild lächelte ihm zu und grüßte ihn, griff in ihr Hüftentuch und zog etwas hervor, das ſie triumphierend über ihrem Haupte ſchwang, das blank in der Sonne glitzerte und das er nach einer Weile denn auch erkannte. Es war die kleine Schere, die er kürzlich Naiſſa geſchenkt hatte, und das Mädchen, dem er heute die Spiegeldoſe gegeben, in deſſen ſchöne Augen er geblickt und deſſen Arm er geſtreichelt hatte, war gar nicht Naiſſa, ſondern deren Schweſter, und wie die beiden Mädchen nebeneinander ſtanden, noch immer kaum voneinander zu unterſcheiden, da kam ſich der verliebte Aghion unſäglich betrogen und irregegangen vor. Zwei Rehe konnten einander nicht ähnlicher ſein, und wenn man ihm in dieſem Augenblick freigeſtellt hätte, eine von ihnen zu wählen und mit ſich zu nehmen und für immer zu behalten, er hätte nicht gewußt, welche von beiden es war, die er liebte. Wohl konnte er allmählich erkennen, daß die wirkliche Naiſſa die ältere und ein wenig kleinere ſei; aber ſeine Liebe, deren er vor Augenblicken noch ſo ſicher zu ſein gemeint hatte, war ebenſo auseinander gebrochen und zu zwei Hälften zerfallen wie das Mädchenbild, das ſich vor ſeinen Augen ſo unerwartet und unheimlich verdoppelt hatte.

Bradley erfuhr nichts von dieſer Begebenheit, er

ſtellte auch keine Fragen, als zu Mittag Aghion heimkehrte und ſchweigſam beim Eſſen ſaß. Und am nächſten Morgen, als Aghions Kulis anrückten und ſeine Kiſten und Säcke aufpackten und wegtrugen und als der Abreiſende dem Dableibenden noch einmal Dank ſagte und die Hand hinbot, da faßte Bradley die Hand kräftig und ſagte: „Gute Reiſe, mein Junge! Es wird ſpäter eine Zeit kommen, wo Sie vor Sehnſucht vergehen werden, ſtatt der ſüßen Hinduſchnauzen wieder einmal einen ehrlichen ledernen Engländerkopf zu ſehen! Dann kommen Sie zu mir, und dann werden wir über alles Mögliche einig ſein, worüber wir heute noch verſchieden denken!"

# Werke von Hermann Heſſe

## Peter Camenzind

Roman. 90. Auflage. Geheftet 4.50 M., gebunden 7 M.

Heſſe gibt die Geſchichte eines Bauernbuben, eines harten, muskeligen Kerls, der aber den verſonnenen Träumerkopf des Hermann Heſſe auf den Schultern hat. Und da iſt ſchon die Tragik — ſo einer findet ſich im Leben nicht zurecht. Draußen nicht, aber drinnen wohl. Wahrhaftige Firnenreinheit iſt über den letzten Kapiteln im Gebirge, da ſich alles klärt und verſöhnt. (Freiſtatt, München)

## Unterm Rad

Roman. 1 Mark und 50 Pf. Teuerungszuſchlag.

Es iſt die einfache Geſchichte von einem Jungen, der ſtolz und mit der Anwartſchaft auf Ruhm und Glück ins Leben eintritt und unters Rad kommt und überfahren wird; ein Buch voll Schwermut und heimlicher leiſer Klage und ein Buch voll Anklage. (Münchener Zeitung)

## Diesſeits

Erzählungen. 23. Auflage. Geheftet 5 M., geb. 7.50 M.

Wie man etwa Emanuel Mörikes Gedichte leſen ſollte, an einem ſtillen, ſchönen Sommertage im Graſe liegend, der Zeit und jeder Alltäglichkeit weit entrückt, ruhevoll nur ſich und dem Weben der leiſe ſchaffenden Natur lauſchend, in ſolcher Sonntagsſtimmung ſollte man Hermann Heſſes neuen Novellenband „Diesſeits" leſen. (Neue Zürcher Zeitung)

# Nachbarn

Erzählungen. 12. Auflage. Geh. 3.50 M., geb. 5.50 M.

Ruhig, über allen Dingen ſchwebend, ohne Leidenſchaft und vollkommen abgeklärt werden uns dieſe Geſchichten erzählt. Aber in einer Sprache, die ihresgleichen ſucht und die den Stolz in uns aufleben läßt: ſehet, das iſt Deutſch.

(Württembergiſche Zeitung, Stuttgart)

# Umwege

Erzählungen. 13. Auflage. Geheftet 5 M., geb. 7.50 M.

Wie Gottfried Keller in ſeinen „Seldwylern", ſo hat Heſſe in ſeinen Serbersauern ſeine ſicherſte Meiſterſchaft erreicht. Nur ungern verläßt man den Kreis derer, die ſein Blick aus dem Alltage gehoben, geweiht hat zu Kunſtwerklein, deren filigranfein geſtickelte Prägung dem Kenner und beſchaulichen Genießer nachhaltige Freuden gewährt. (Berliner Tageblatt)

# Roßhalde

Roman. 42. Auflage. Geheftet 5 M., gebunden 7.50 M.

Nie hat Hermann Heſſe künſtleriſch etwas ſo Starkes geſtaltet wie die ſeeliſche Spannung dieſes Gebundenſeins, den ſchmerzhaften Bann der zwiefachen Einſamkeit deſſen, der zum engſten Zuſammenleben mit einem einſt nahen, aber nun willenlos feindlich fernen Menſchen verdammt iſt. „Roßhalde" iſt eines der menſchlich tiefſten und wahrſten Bücher, die geſchrieben ſind. (Die Hilfe)

# Märchen

5. Auflage. Geheftet 4 M., gebunden 6 M.

Heſſe zeigt uns in einfacher, melodiſcher, erfinderiſcher Art die törichten und weiſen Wünſche der Menſchen verwirklicht, beſinnt ſich auf das verſunkene Kindheitsparadies, folgt den Wegen der Sehnſucht und Kraft des Herzens und den Zaubern des uns nächſten Sonderbaren, des Traumes.

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 048 272 9

Univers
Sout
Lib